

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierundvierzigster Band.

---

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1903.

1915/16



4986



# Inhalt.

<p>Abend . . . . . 235</p> <p>Amerikanische Krisis f. Krisis.</p> <p>Anleihenoth . . . . . 369</p> <p>Ansiehlungs Kommission f. Notizbuch 251.</p> <p>Anti-Daedel . . . . . 194, 309</p> <p>Arbeit f. Pro.</p> <p>Armeesprache, ungarische . . . . 397</p> <p>Ausstellungsmensch, der . . . . . 72</p> <p>Bank und Presse . . . . . 85</p> <p>Baumwollcorner, der . . . . . 481</p> <p>Bebel und Genossen . . . . . 495</p> <p>Berliner Zeitungen f. Notizbuch 96.</p> <p>Bismarck f. Erinnerung.</p> <p>Börse, die, im Reichstag . . . . . 38</p> <p>Börsenjabel . . . . . 408</p> <p>Dresden . . . . . 534</p> <p>Erinnerung an Bismarck . . . . . 486</p> <p>Erinnerung an Simson . . . . . 515</p> <p>Expression und Presse . . . . . 78</p> <p>Fischerring, der . . . . . 255</p> <p>Ganz-Kaschima . . . . . 20</p> <p>Geheimrath und Kanzler . . . . . 332</p> <p>Genossen f. Bebel.</p> <p>Gruppentheater Epigramme . . . . . 271</p> <p>Daedel f. Anti.</p> <p>Hauschlüssel, der letzte . . . . . 439</p> <p>Held, der . . . . . 426</p> <p>Hochwasser in Schlesien f. Notizbuch 212.</p> <p>Hofbank, die . . . . . 97</p> <p>Humber-Prozess f. Theresie.</p> <p>Industrie, italienische . . . . . 158</p>	<p>Kaiserbüste f. Notizbuch 89.</p> <p>Kaiserparaden, fünf . . . . . 450</p> <p>Kaiserrede in Frankfurt f. Notizbuch 98.</p> <p>Kanzler f. Geheimrath.</p> <p>Partellwehen . . . . . 448</p> <p>Rohlenkartell, das neue . . . . . 167</p> <p>Krisis, die amerikanische . . . . . 292</p> <p>Kunst in München . . . . . 308</p> <p>Kunstausstellung, Große Berliner f. a. Notizbuch 96.</p> <p>Kunstbetrachtung, neue . . . . . 154</p> <p>Kurswerth, der . . . . . 243</p> <p>Leo XIII. . . . . 49</p> <p>f. a. Fischerring.</p> <p>Logik, die, der reinen Erkenntniß 405</p> <p>Malerei, Theologische . . . . . 435</p> <p>Merebith, George . . . . . 147</p> <p>Mexiko f. Notizbuch 249.</p> <p>Monarchomachen . . . . . 295</p> <p>Morgans Roth . . . . . 208</p> <p>Moriz und Mina . . . . . 1</p> <p>Münchener Kunst f. Kunst.</p> <p>Münzfrage f. Notizbuch 249.</p> <p>Nachr, die, der Gnaden . . . . . 424</p> <p>Католическіи(?) Нотизбухъ 12.</p> <p>Notizbuch 41, 89, 212, 247, 372, 410</p> <p>Oberpräsidenten, zwei neue f. Notizbuch 372.</p> <p>Obrenowitsch, der letzte . . . . . 107</p> <p>f. a. Notizbuch 252.</p> <p>Partei, die große liberale . . . . . 415</p> <p>Parteitag, Sozialdemokratischer f. Trianon.</p>
--	--

Philosophie, System der f. Vo-	
gig.	
Pyrgne . . . . .	277
Physiologie der Moral . . . . .	383
Pischelwerder f. Notizbuch 373.	
Platon, der kleine . . . . .	520
Poe, Edgar Allan . . . . .	181
Pommetuprozeß . . . . .	170
f. a. Schulz.	
Presse f. Erpressung.	
f. a. Dank.	
Presse-Klub, der f. Notizbuch 48.	
f. a. Schulz.	
Pro domo . . . . .	164
Rechtfertigung durch den Glauben	215
Regenzeit . . . . .	367
Reichstagswahl . . . . .	28
f. a. Novik. f. a. Notiz-	
buch 41.	
Romanstoff, ein . . . . .	236
Ruskin, der wahre . . . . .	30
Sängerfest in Frankfurt f. No-	
tizbuch 47, 93.	
Schaubühne, die, als industrielle	
Anstalt . . . . .	471
Schmidt und Terlingen . . . . .	129
Schmock in Rom . . . . .	133
Schulz, Romeid & Co. . . . .	135
Schutzvereinigung . . . . .	581
Seelenrettung . . . . .	190
Selbstanzeigen 75, 126, 206, 241,	
288, 325, 363, 445, 529	
Sensation . . . . .	402
Simson f. Erinnerung.	
Skizzen, Südafrikanische . . . . .	359
Sozialdemokratie f. Notizbuch	
247.	

Sozialdemokratischer Parteitag f.	
Tranon.	
Speck von Sternburg f.	
Lüpfelchen.	
Sprache, die, der Wissenschaft . . .	15
Stengel, Freiheit von f. Notiz-	
buch 372.	
Stern, der, des Menschen . . . . .	268
Südafrikanische Skizzen f.	
Skizzen.	
Sünde . . . . .	474
Symbol, das, des Lebens . . . . .	320
Tempel, der begrabene . . . . .	231
Terlingen f. Schmidt.	
Theater in Hamburg f. Notiz-	
buch 91.	
Therese, die Große . . . . .	335
Thermostaten, lebende . . . . .	462
Trachenberg, Herzog zu f. Notiz-	
buch 96.	
Tranon . . . . .	455
Lüpfelchen, das . . . . .	173
Türkei f. Notizbuch 410.	
Vanderbilt . . . . .	175
f. a. Notizbuch 413.	
Volkslieb f. Notizbuch 93.	
Vorwärts f. Notizbuch 373.	
Vossische Zeitung f. Notizbuch	
46, 92, 213.	
Wagner-Denkmal f. Notizbuch	
253.	
Whistler . . . . .	286
Wirtschaft und Politik . . . . .	347
Witte . . . . .	375
Wolf, Hugo . . . . .	427
Wunderland, im . . . . .	103
Wurm, der, im Ruhrrevier . . . . .	328



Berlin, den 4. Juli 1903.

## Moritz und Rina.

Kressin, Sieben Schläfer 1903.

Brüderlein fein!

Scheint die Sonne noch so schön: einmal muß sie untergehn. Ich weiß schon. Weiß ungefähr Alles, was Du mir sagen wirst. Wenn Du nämlich überhaupt noch geruchst, mir was zu sagen. Wozu ja, da Deine ganz Ergebenste weder Sitz noch Stimme hat, kein äußerer Zwang. Habe mir nach dieser Richtung wenigstens auch nie Illusionen gemacht: einfach auf Gnade und Ungnade angewiesen. Doch vielleicht ist Eure Erbherrlichkeit in der Prallsonne mild gestimmt und frostige Strenge im Hansaviertel (wie kann man!) geschmolzen. Mehr Theodosius als Decius. Herr, gedenke der sieben Schläfer! Die Dame, die Du in Olims und vor Lottens Zeit schäfernd die Reikette Deines Herzens nanntest, hat in den letzten vierzehn Tagen Kergeres durchgemacht als Maximianus, Malchus, Martinianus, Dionysius, Johannes, Serapion und Konstantin zusammen, ehe sie in den mit Recht so beliebten zweihundertjährigen Schlaf versiel. War auch nicht minder fest eingemauert. Nichts zu sehen, nichts Gutes zu hören. Du ahnst es nicht. Und dabei mußte natürlich Alles seinen Gang gehen. Leute und Herrschaft wollten essen, um Johanni häuft sich Unserem die Arbeit, an unerwarteten Besuchen fehlte es auch nicht, und bis man Grund in die Sommersachen kriegt, heißt, die Knochen ordentlich rühren. Glissons. Alles nur, um etwa noch vorhandene Eisrindenteste zu sprengen. Verregnet mir dieser Siebenschläfertag, dann giebt's sieben Wochen lang kein blaues Fleckchen am Himmel. Das kannst Du nicht wollen. Nicht mal verantworten. Bist ja selbst mitten im Paden,

falls nicht bereits über alle Berge. Hierher, wie versprochen? Dein Schwager (tu l'as voulu) grient: „Keine Spur; Sankt Moritz oder, von wegen der lieben Gicht, Mehabia; sicher wieder was riesig Fashionables“. Kann mirs nicht recht denken. Wenn je, haben jetzt alte befestigte Grundbesitzer im Lande zu bleiben. Wer weiß denn, was kommt? Wir Beide laufen doch zu lange mit, um zweifeln zu können, daß Ueberraschungen vor der Thür sind. Der nächste Morgen kann eine bringen. Ich zittere immer, wenn ich die Zeitungen aus der Mappe nehme; in Hoffnung, versteht sich, nicht in Angst. Etwas muß ja kommen. Wahrscheinlich neues Ausnahmegesetz. Deshalb wohl Bülow Hals über Kopf nach Kiel beordert. Der einzige Ausweg. Unbegreiflich nur, warum so lange gezögert wird. Jedenfalls: was noch irgend ein Biischen auf sich hält, hat sich in solchen Zeiten gefälligst um seinen angestammten König zu schaaren. Die Sache mißs. Womit nicht gesagt sein soll, daß Ihr nicht schleunig via Schlawa losgondelt; von hier aus kannst Du auf Anruf in sechs bis acht Stunden wieder auf Posten sein, mit oder (hoffentlich) ohne Lotka, die auf Mast bei uns bleibt. Nur gegen Ausland empöret sich mein Preußenherz.

Die Denkerstirn runzelt sich, die Brauen klettern in früher behaarte Regionen, das linke Ohr wackelt (noch immer?) spöttisch und zwischen zwei Plomben zischelt's hervor: „Sie redet drum rum.“ Dein Wort aus der Kinderstube, wenn ich zu vertuschen suchte, was Euer Liebden ausgefressen hatten. Sehe Dich förmlich vor mir und muß unter Thränen lächeln (wie die Lucca im Troubadour). Ja: unter Thränen, Monsieur mon Frère. Was ich in diesem elenden Brachmonat weggeweint habe, würde reichen, um die vernachlässigten Töpfe vor Deinem Bibliothekfenster für eine Woche zu tränken. Schon über Döberig. Du nicht auch? Wer unter Soldaten aufgewachsen ist, fühlt zehnfach, wie anders Alles geworden ist. Einfach undenkbar in den Tagen des alten Herrn. Und Adolfsens Kommentare! Der große Frig war stets seine Passion; nun holte er Briefe vor und riskirte Vergleiche, die wirklich auf keine Kuhhaut gingen. Aber auch der Junge (der Junge!) schrieb, allgemeine Karmesinverstimmung; bei Schließen sei nachgerade eben Alles möglich. Daß Gottlieb Haefeler, der nicht daran dachte und höchst rüstig, sacht rauskomplimentirt, habe besonders böses Blut gemacht; die neuen Militärpläne (Auflösung des Landesvertheidigungsrathes oder wie die Chose heißt, Beseitigung der Außenrayons etc. pp.) röchen nicht gut; et le reste, — wie man in unseren Kreisen heutzutage eben schreibt. Sollte auch dieser Apfel am Ende dicht beim Stamm runterfallen? Natürlich antwortete ich sehr energisch; feierliche Brokatweise: er solle sich um seinen Dienst kümmern und die geehrte Nase nicht in Dinge

steden, für die er noch lange zu grün sei; Sorge fürs Reich sei Anderen anvertraut und ein tüchtiger Kerl habe nicht gleich einen Flunsch zu ziehen, wenn nicht Alles nach seiner dummen Kinderlaune gehe. Eine Epistel, die sich gewaschen hatte; mit Appell an den Rock und die royalistische Tradition, die gerade in trüber Zeit . . . Na, vous voyez ça d'ici. Er, den ich nie möchte nennen, las es, nickte billigend und kriegelte drunter: „Mutter hat Recht. Uebrigens: Rothspohn ist das Allerbest' schon vor tausend Jahren g'west“. Mein glücklichster Junitag. Beinahe hoffte ich wieder auf seelisches Normalbehagen. Nicht lange. Der Kleine quittirte artig und zärtlich wie immer, hatte aber einen spigen Unterton, der mir eine schlaflose Nacht machte. Und sein Vater (wie kam es nur?) wipelte, für Vektionen müsse man sich jüngere Objekte aussuchen. Dann Schlag auf Schlag. Serbien. Geht uns ja im Grunde nicht an; schließlich aber eine Schmach für Alles, was Uniform trägt. Das Pärchen war nicht sehr sauber; doch allzu summarisch, sie, mir nichts, Dir nichts, in einem Winkel abzuschlachten. Bekrönte Häupter! Und dieses ehrenwerthe EuropäischeKonzert, das obendrein noch Tusch bläst und den schwarzen Peter aufnimmt wie Einen, der auf glattem, gewohntem Wege zum Thron gelangt ist. Böse Decadence (so nennt mans doch gebildet?) und ein hübsches Beispiel für andere Peter und Petergenossen. Unsinn, orakelte der Meinige; so wars von je her: irgend Einer oder Eine mußte stets erst abgemurkt werden, still oder laut, ehe für eine neue Dynastie Raum frei wurde. Ob ich etwa unter Draga als Landesmama leben möchte. Ein Paralytiker und ein läuderliches Frauenzimmer: da hätten alle Fäden zu schweigen. Der Start lohnte mir nicht. Wäre für die Tochter meines Vaters ein totes Rennen geworden. Ich zahlte Neugeld (zwei besponnene Bullen; Vorwand: ein augustenburgischer Gedenktag, wahrscheinlich frei erfunden) und zog mich zurück. Dann aber . . .

Ja, was sagst Du eigentlich dazu? Elf Tage ist's nun schon her, zwei seit der Stichwahl: und - eine Sterbenssilbe! Stumm. Bitte: recht freundlich! Zu Deiner Ehre nehme ich an, daß der Schreck Dir die Rede verschlagen hat. Wie mir. Das hattest selbst Du nicht erwartet, trotz gräulichster Schwarzseherei. Mir ist, als könnte ich nie wieder froh werden. Wodurch auch? Vom Staatlichen, Hochpolitischen ganz abgesehen: uns geht's zu allererst an den gehrten Kragen. Die paar Leute, auf die man noch einigermaßen rechnen konnte, in der kühlen Brust; unser wackerer Oldenburg kann das Lied allein nicht blasen und Kanitz-Edwiy: Mahlzeit! Je viens d'en prendre. Acht- undvierzig Stunden lang wie gerädert. Freilich: ich hatte das Kreuz im Hause.

Bin etwas verblödet (schon bemerkt? Dankegehorsamst) und habe die

Daten nicht, wie einst im Mai, an der Strippe. So ungefähr um den Bismarcktag muß es gewesen sein, wo ich Dir schrieb, der Gutsherr von Kressin, Dein Verwandter, wolle sich für die Röttesten ins Zeug legen; höchstselbst. Lächeltest Hohn. „Der und agitiren! Der verkannteste aller Junker; amüsirt sich, Deine schwache Seite zu kraken.“ Von oben herab, majestätisch und fast mild. Du kennst sein Herz noch lange nicht. Den „Vorwärts“ abonniert und ganze Bündel Wahlaufrufe ins Haus geschleppt. Allerliebste Sachen. „Die Kleinbauern tragen die Gut- und Blutsteuer. Der vornehmste Rock ist nur ein Sport, eine noble Passion. Die Ausbeuter führen die Worte Volk und Nation nur im Munde und sind jeden Tag bereit, das Vaterland ans Ausland zu verrathen und die Throne kraken zu lassen, wenn der Profit es erheischt. Sie brandschagen das Volk mit Brotwucher und Fleischwucher, sie räubern und plündern das ganze Erwerbsleben aus, um ihre eigene kleine Sippe zu mästen.“ (Das sind nämlich wir, Erbherr und Oberräuber; und als ich den Unnennbaren fragte, ob er denn keine Spur von Standesbewußtsein mehr habe, kam die Rückantwort: Klassenbewußtsein, mein Herz; mit dem weißen Stab hat sich ausgestandet und die Reise geht ins Proletariat.) Weiter. „Das allgemeine Wahlrecht ist die Menschwerdung der Gesellschaft gegen die entmenschte Frage des Kapitals. Mit dem Stimmzettel erwacht die Menschenwürde und das Recht der Persönlichkeit gegen den toten Götzen des Mammons. Die politische Bethätigung ist das einzige Gegengewicht, das die Masse der Enterbten gegen ihre Ausbeuter in die Waagschale zu werfen hat.“ Wörtlich. Für Deinen Privatgebrauch eigenhändig abgeschrieben. So was ist jetzt also erlaubt; so was lag nach Trinitatis hier auf allen Tischen (ich kam mit der Feuerzange nicht schnell genug nach) und der königlich preussische Major und Majorats Herr, Eisernes zweiter, Krone, hatte eine wahre Diebsfreude dran. Stolzirte herum wie der Hahn auf dem nützlichen Haufen. Zu Hause: meinerwegen; ich bin nicht verwöhnt und mit Seife und Soda ist der dickste Dreck von den Möbeln zu waschen. Aber der werthe Herr machte sich bei den Leuten niedlich. Seit dreißig Jahren war er nicht so emsig durchs Dorf gestrichen; und donnemals hatte ers wohl weniger auf die reise-Männlichkeit abgesehen. Alle paar Tage erwischte ich ihn irgendwo in trautem Gespräch mit einem unserer wohlblühlichen Rummel, die ob solcher Auszeichnung natürlich Maul und Nase aufsperrten. Leider auch die Ohren. Sogar an die Alten wagte er sich ohne Scham. Mit Bagke, dem Weißkopf (der Dich mähen lehrte), soll er im Krug gewesen sein. Im Ernst. Was er ihnen gesagt hat, weiß ich natürlich nicht; doch sicher nichts Gutes. Auf meine Fragen: „Ich kläre



die Leute auf; einfachste Patron als pflicht, mein Engel“. Ein netter Patron, klärte Alles auf; gründlich. Kümmerte sich um die Urne, Stimmzettel, Couverts, um das Kl... ich meine: die berüchtigte Wahlzelle; famose Erfindung nannte er's. Von früh bis spät auf den steifen Kommissbeinen. Dazwischen Leit-artifellekture. Meinen Zustand kannst Du Dir vorstellen. Lottens schwerster family way dagegen Kinderspiel. Wenn er lange wegblieb, zitterte ich. Volksversammlung? Das hieße: schlichter Abschied; und der Junge könnte Agent für Lebensversicherung werden. Wenn ich seine Schritte draußen hörte, stand mir das Herz still; am Ende bringt er einen in rother Wolle gefärbten Sozialdemokraten als Tischgast mit. Ich konnte dann für Tafelkonversation sorgen. Was sollte ich machen? Scandal unter allen Umständen vermeiden. Durfte nicht mal im Stillsten gegen ihn wählen. Hätte die Autorität vollends untergraben. Also gute Miene machen, thun, als sei nichts Besonderes geschehen, und das Mädcl beschäftigen, das von Vaters Schlog ist und uns Beide so wie so schon oft genug aus großen Augen ansah.

Am Sechzehnten athmete ich auf. Das Schlimmste vorüber. Keine öffentliche Rede. Kein Wahlchlachtenbummler zu Tisch. Nirgends unrettbar kompromittirt. Vor der Nachbarschaft hatte er sich im Baum gehalten, so daß Niemand ahnte, wie weit die Verwüstung gediehen. Vielleicht ging's noch glimpflich ab. Um Zehn ließ ich die Leute wählen (ohne alle Instruktion!); natürlich wußte ich um Zwei, wie Jeder gestimmt hatte. (Der Vorsteher, Oberförster Paul, ist ein gutgefinnter, zuverlässiger Mensch.) Dein Adolfselbst war bis dahin noch nicht aus der Thür gegangen. Rechnete, schrieb Briefe, spaßte mit Mieschen herum; wartete wohl. Von den Leuten sage und schreibe vierundzwanzig Sozialistenstimmen; Allen voran — denke Dir! — unser alter Pagle. Den stellte ich. Ob er denn nicht an sein weißes Haar denke. Habe doch in Ehren den Rock des Königs getragen. Drüben, unter der Weide, liege sein ehrlicher Junge, der zwei Tage vor dem Tode die Korporalstreifen bekam. Von wem er aufgeheßt sei. Auch wenn nicht Alles so gehe, wie man's wünsche, müsse man Ruhe im Glied halten. (Die alte Vitanei, mit der Dich verschone.) Die Sippschaft, für die er gestimmt habe, wolle das Eigenthum abschaffen, ihm seinen Acker nehmen, die königliche Familie wegjagen, alle Pastoren henken und das Reich von einem Juden regiren lassen. Dann werde man ihm und Seinesgleichen die Flötentöne beibringen. Alles mit Maschinen gemacht. Niemand mehr, der sich um ihn kümmere, wie ich, als seine Hanne mit Vierundvierzig noch mal in die Wochen kam. Den ganzen Tag schanzen. Ein Lohn für Alt und Jung. Speise und Trank zugemessen. An hohen National-

festtagen koscheres Essen. Die Söhne würden ohne Religion aufwachsen; Taufe, Trauung, alle Sakramente auf dem Hängeboden verkampfert. Die reinen Heiden. Nur noch natürliche Kinder. Was man so sagt. Ich glaube: nicht übel. Wenigstens kam mirs vom Herzen. Mein Häschen (noch als langen Bengel rief Vater ihn so) kratzt den Schloßkopf, klaubt mit der alten Pfote im Pfeisentabak, kratzt wieder, glogt mich aus guten blauwässerigen Augen an und läßt keinen Ton von sich. Wüßt etwa leugnen? Bist ja Dein freier Herr, hast so gut eine Stimme wie der größte Edelmann und brauchst nach meiner Ansicht den Guckguck zu fragen. (Bin ich Deine Schwester und Schülerin? Also!) Z nee, sagt er da und schüttelt; „Zeugnen giebt's bei Hans Pöyle nicht. Und Aufhezen erst recht nicht. Habe mit Keinem gesprochen, außer mit dem gnädigen Herrn selbst (meine Kniescheiben, mit Verlaub, fingen Polka zu tanzen an). Der hat nur gesagt, wählen müsse ich diesmal. Wen ich wolle. Er werde mirs nicht übel nehmen. Auch komme es jetzt, wegen des Käfigs, gar nicht heraus. Na, darüber hatte ich so meine Gedanken; der Herr Oberförster sieht durch drei eichene Bohlen. Aber warum nicht? Mir würde Keiner was thun, auch wenn unser alter Herr mich nicht ins Testament gesetzt hätte. Und im Kreisblatt stand auch von Wahlpflicht. Bin lange nicht hingegangen. Der Herr Baron von drüben kam ja doch immer glatt durch Jetzt dachte ich: mußt mal hören. Den Baron kannte ich. Machte die Sache nicht schlecht. Fuchtig, wie mein Rittmeister, wenn ein Pferdekopf zu lang geworden war. Ein strammer Herr; für Gott und den König. Wenn wir gut wählten, kämen für uns bessere Zeiten. Jeder Arbeiter sei seines Lohnes werth. Das ließ sich hören. Aber er hat im Frühjahr fünfzig Polaken gemiethet, die von Speck und Grütze leben, und dem Jungen der Botenfrau Eins hinter die Ohren gehauen, daß es rauchte. Nicht viel Herz für Unseren; woher auch? Der Zweite war aus der Stadt, trug eine Brille und der steife Kragen ging ihm bis ans Kinn. Der hatte es mit der Selbsthilfe und hackte auf die Herrschaft; Junfer, sagte er. Die kenne ich; es giebt Solche und Andere, aber was Der da sagte, stimmte schon gar nicht. Und immer wieder Selbsthilfe; und wir sollten Gemüse bauen. Auf unserem Boden, wo ohne guten Roggenpreis Matthäi am Letzten ist! Wir, meinte er, müßten ja zukaufen, also froh sein, wenn das Korn billig ist. Das bewies er aus Büchern. Aber die Bauern lachten und er zog ärgerlich ab. Der Dritte gefiel mir zuerst noch weniger. Ein kleines, schwarzes Kerlchen; und die Hände fuhrwerkten man so durch die Luft. Aber reden konnte er. Wußte auch ganz genau, wo uns der Schuh drückt. Die Behandlung; das schlechte Wohnen; im Alter nur Gnadenbrot; und die Ver-

wöhnung beim Militär. Das mit der Abschaffung von Gott, König und Vaterland sei nicht wahr. Sie wollten nur einen König der armen Leute, der die Bauern nicht bloß als Treiber kennen lerne. Gerade ihr Gott sei der rechte. Vom Heiland sprach er, vom Nadelöhr; und den Christen sei es früher aufs Haar gegangen wie heute ihnen. Ganz fromm. Wie in der Kirche: so still wars. Wir seien auch Menschen und Mancher von uns könnte, wenn er was Ordentliches gelernt hätte, eben so gut wie der Herr Baron einen Hof bewirthschafoten; aber man lasse uns mit Absicht dumm bleiben und rechne den Knecht zum Dünger, der gebraucht, doch nicht in die Stube genommen wird. Das solle nun anders werden. Ja . . . So reden sie Alle. Herzen kann Keiner und ohne Unterholz gehts nun mal nicht. Wenn alle Spähen wie Nachtigallen sängen, wäre die Nachtigall nichts Besonderes mehr. Das Lernen allein machts auch nicht; auf dem selben Waldboden stehen neben einander große und kleine, starke und spacke Bäume. Wenn man aber so rein gar nichts weiß, beim besten Willen gar nicht verstehen kann, was in der Welt draussen vorgeht, und die junge Brut nun wieder so aufwachsen sieht, thuts manchmal doch weh. Und wohl, wenn Einer herzhast für die Armen spricht. Mit dem Anderswerden hats gute Wege und für Ordnung sorgen schon die Soldaten und Polizeier. Muß aber gewählt sein, dann doch Den, der am Meisten für uns geringe Leute übrig hat; und dem von oben nichts zufliegen kann. Darauf kommts an. Das wird die Frau schon verstehen. In Berlin soll ja wohl nicht Alles so sein, wie es sein sollte. Der König ist gut, aber sie sagen, er erfahre ielten die Wahrheit. Unseren Bismarck haben sie auch zu früh weggeschickt; und von 64 bis 70 ifs doch ohne die vielen Schiffe gegangen. Der Herr Kandidat, der Pastor Bieseniß während der Krankheit vertrat, war auch ein Rothet; und so schön hat noch Keiner gepredigt.“ Ganz bedächtig lams raus, Wort vor Wort; beinahe hochdeutsch. Du hättest ihn hören sollen. Und die wässrigen Greisenaugen guckten mich so treu und oernünftig an, daß ich anständiger Weise nicht ausbiegen konnte. Antworten? Einfach auf den standesgemäßen Sprechanismus geschlagen. Mußte nur immer denken: ein Prachtfertl quand même, an dem der Herrgott gewiß seine Freude hat. Kein Vorwurf; als müßte es mal so sein. Drückte ihm die Hand und dann mich. Und bei der Ramsell werde abends was zum Naschen für die Enkelchen liegen.

Gegen Sechs bekam Adolf drei Depeschen. Schmunzelte, ging aber nicht wählen. Und da ich zu neuen Bekehrungen suchen keine Lust mehr hatte, war der Abend leidlich. Keine Silbe über die Wählerei. Er erzählte von Alfen, Gitschin, und wie Ihr Beide einander fandet. Ganz der Alte. Zu Zie-

seniß, den die zwei Dugend rother Zettel aufgestört hatten: „Lieber Pastor, Wahlgeheimniß! Ich bin nicht der Seelsorger meiner Leute. Was die Verfassung ihnen erlaubt, können sie thun. Hüte die Lämmlein, guter Hirte! Von der Ohrenbeichte hat Luther uns ja befreit.“ Der ewig Kengstliche gabs bald billiger und wurde nach dem dritten Glas Greisenmilch munter wie ein Wiesel. Ich legte zu Papkes Paket rasch noch drei dicke Rollen Pfeisentabak.

Die wahre Bescherung brachte der Mittwoch. Und nun warf michs doch um. Diese Zahlen! Von unseren Zuverlässigsten kein Einziger auf den ersten Hieb gewählt; dafür fast sechzig Sozialdemokraten und doppelt so viele in Stichwahlen. Der Schlüssel zur Postmappe ist mir noch nicht entzogen. Zum Kaffee wurde dem Unfählichen die Zeitung aufgebaut. Der sagte nur: „Donnerwetter!“ Schwieg dann und birschte sich bald mit der Cigarre seitwärts. Viel mehr habe ich all die Tage von ihm nicht vernommen. Weicht mir aus, wo er kann. Natürlich: das böse Gewissen. Hat ja forsch mitgeholfen und steht nun entsetzt vor seinem Werk. Gestern, als ich ihn reizte: „Kind, für Sticheleien ist die Sache wirklich zu ernst.“ Und als ich Bülow nannte: „An Deffen Stelle schösse ich mir eine Kugel vor den Kopf. Denn er ist an der ganz persönlichen Niederlage schuld, die sein König erlitten hat. Die ist's; daran kann Keiner rütteln.“ Wieder Schluß der Debatte. Deine verwitwete Schwester ist aber zu lange an diesen Kammerherrn der Schöpfung geschmiedet, um nicht zu merken, daß irgend was in ihm verändert ist. Peripetie nannte es unser Literaturlehrer (Der mit dem Christuskopf aus dem Friseurschaufenster). Zu spät: Du rettetest den Freund nicht mehr!

Auch das Reich nicht, fürchte ich, wenn wir uns nicht sehr plötzlich aufrappeln. Einundachtzig Sozialdemokraten und zwei Wangenheimer: Das sagt Alles. Vollkommen schleierhaft, wie es weitergehen soll. Und nachdem S. M. sich so laut gegen den Umsturz engagirt hat! Jetzt kann er Herrn Singer im Neuen Palais empfangen. Schon gut; ich verstumme. Ach, mein altes Brüderlein fein... Warum müssen wirs erleben? Bis ans Dach klettern die Rojen, Deine (aus Meran importirten) Pfirsiche kriegen schon rothe Bäckchen, und wenn man morgens das Fenster öffnet, möchte man vor Wonne brüllen. Möchte! Nur können kann man nicht. Zwei Finger breiter Trauerband um den ganzen Garten und jede Amsel pfeift Chopin. Gute Nacht. Für anderthalb Silben wäre ich dankbar. „Denk' manchmal an mich zurück, schilt nicht auf der Jugend Glück!“ (Wie hieß die Geschichte doch? Opernhaus; die Lehmann himmlisch in rosa Atlashosen.) Grüße mir die Deine, Unerschütterlicher, und pfege, wenns nicht hier kann sein, in guter Lust den Helbenleib; fürs arme Reich und für die noch ärmere Rina.

Berlin, am Dienstag 1903.

Niobe! Sakrimosa! Pommerlands Balkieserin!

Zum Ersten: die Geschichte hieß „Der Bauer als Millionär“ (Raimund). In jedem Sinn ausgestorbene Spezies. Und das feine Brüderlein ist ein eitler Narr; was schon eher stimmt, nicht wahr? Danke für gnädige Tage. Zum Zweiten: Hänschen Pöyle ist eine Perle, die ich in eine Doppelkrone fassen werde, wenn ich erst Kressins heiligen Boden trete; mit schauerndem Gefühl, wie sich ziemt. Denn, Dolorosa, wir nahen. Bis auf Weiteres ziehe ich Eure Kletterröslein sämtlichen Heilquellen vor (die dem Doktor meist mehr als dem zu Kurirenden nügen). Hege sogar die stolze Hoffnung, Euch loszueisen und, sobald der erste Ferienstrom sich verlaufen hat, irgendwohin zu schleppen; See oder Berge. Madame, Bébé et Monsieur. Der, zum Dritten, ein Charakter von einfach antiker Größe ist und, was Dir wichtiger, ein fabelhafter Patriot. Uebrigens von mir stets richtig eingeschätzt: spielt gern mit dem Feuer und rennt spornstreichs nach dem Schlauch, wenns ein Bißchen ernst wird. Jeden Morgen zwischen Sechs und Sieben solltest Du acht Minuten zu ihm aufblicken. Aber mit Andacht gefälligst. Il ne l'a pas volé. Diese biedere Mannentreue hält sich doch nur auf dem Lande. Geradezu rührend wasserdicht. Was noch? Sascha, Dragina und die Morithat. Zum Vierten. Genügt Dir nicht, daß Milans Sohn in seinem Schlafzimmer sprechende Puppen und eine Drehorgel hatte und, wenn er Vorträge hörte, von seiner ramponirten Ehehälfte sich die Entschlüsse auf kleine Zettel vor schreiben ließ? Dann vielleicht, daß er drauf und dran war, mit Hilfe einer erprobten Mehrheit das Lämpchen von Schwager zum Kronprinzen führen zu lassen. Daß den Bürgern die Steuerquittungen, die sie zum Wahlgang brauchten, überhaupt nur ausgehändigt wurden, wenn der Empfänger schwor, für Dragas Saufbruder zu stimmen. Seit wann so zimperlich, holde Kriegerin? König ist, wer königlich handelt. Weshalb unser gemeinsamer Bonaparte sehr gescheit war, als er 1788 schrieb: Il n'y a que fort peu de rois, qui n'eussent pas mérité d'être détronés. Segen Europens Kläglichkeit so viel und so kräftig Du willst. Aber die Serben haben ihre Sache famos gemacht und verdienen Nationaldank, nicht Strafe. Clam, cito, jucunde (Adolf soll nachschlagen). So was thut Keiner fürs Avancement. Volkess Wille (wenn Du willst: Gottes Stimme) und gerechtes Gericht. Oder soll ein Reich untergehen, weil man den einen Schädling nicht antasten darf? Ree, Roy: listin: auf den Reim kriegst Du mich immer. Auch gar nichts Neues an der Affaire. Lies im Tacitus, wies zunging, als der fidele Herr Otho seinen Quartalssthron bestieg. Und

bei Gibbon Muster nach Bedarf. Item: in meinen Augen sind die Serben gewachsen; immer achtbar, sich nicht treten zu lassen. Lieblingwig der ruppigen Venus von Milan: Jeder serbische Offizier ist für ein paar Goldstücke käuflich. Habens ihr blutig angestrichen und ich für mein armes Theil denke ohne jegliches Grauen daran, wie sie zwischen parfümirten Unterröcken und gestohlenen Staatsgeldern verr . . . pardon: röchelte. Nervensache. Peter? Habe nicht die Ehre. Aber ein ruhiger Mann, verbraucht und nicht von Hofbänsten umnebelt. Vierzig Jahre Exil sind eine gute Monarchenschule. Da lernt der Blindeste die Menschenmisere menschlich sehen. Und gewarnt ist er auch und wird sich hüten, seine Blöße zu zeigen. Selbst der Idiot Alexander konnte gerettet werden, wenn er sich nicht im Hemd finden ließ. Ein Gefrönter soll stets angezogen sein, wo ein fremdes Auge zu fürchten ist. Auch da traf Napoleon ins Schwarze: Rakte Könige sind unmöglich, ein Kinderpott. Kann sich höchstens noch der Kaiser von China leisten, den das gemeine Volk überhaupt nicht sieht. Das sei, pflöge Bülow in Rom und zu Phili zu sagen, sein Ideal . . . Was, Wunschmaid, wären die Ideale, wenn man sie erreichte?

Da wäre er also. Erschießen soll er sich? Adolfus ist wirklich zu gütig; wenn er aber auf den Knall wartet, kann er lange lauern. Nicht in Angstträumen denkt der Vielversprechende daran. Warum denn? Ihr Harmvollen ahnt gar nicht, wie unsäglich zufrieden der Mann mit sich ist. Gesammelte Reden (unglaublich, aber wahr), über deren bunte Stilblüthenpracht wir sicher noch Rühmliches lesen; denn sie wurden den Zuverlässigsten zur geneigten Kenntnißnahme ins Haus geschickt. Steckt ja in keiner guten Haut; hoch oben ganz allgemein sehr schönöde beredet; aber Papierkränze entschädigen für Alles. Pfeift darauf, daß wir und Etliche finden, so über alle Vorstellung schlecht habe nicht mal Chlodwig der Rüstige die Karre kutschirt. Ist er denn etwa bei uns in Sold? Die jobards, die nicht alle werden, glauben sein ewiges Weh und Ach über das Schreckliche, das er Tag vor Tag verhindere, und lauschen entzückt seinen Kaiserkritiken. Offen und mannhaft, heißt's dann. Daß Du die Motten kriegst! Auf die feine Nummer wäre der gelbe Kürassier nie gekommen. Daß hinter dem sympathischen Blenderschädel (die neueste Aufnahme bei Vieber, so zwischen Marc Aurel und Otto Bismarck, wird Dich für zwei Stunden entwölken) kein politischer Gedanke wohnt, wird jetzt ja zugestanden. Doch wo ist der Stärkere? Nicht falsch gefragt. Mich verdrießt auch mehr das coeur léger als der Feuilletonistengeist. Keinen Sinn für den Ernst der Sache. Nicht mal für die Romik. Riefensieg der Sozialdemokratie: und der Kanzler hat „gastrische Zustände“, zu Deutsch . . . Schwamm

drüber. Eigentlich was für Heine. Bäder von Lucca. „Schicken Sie mich, Herr von Gumpelino!“ Nach dem Sechzehnten hats ihm wohl ekkig in die Bude geregnet. Doch man lernts mit der Zeit; und der Himmel schickt Lieblingen Aequivalente. Alle, die ihm das Leben sauer machten, sind auf der Strecke geblieben: von Haffe bis zu Vertel (der wirklich, troydem nicht mein Mann, ein Verlust, weil allmählich unter den Lieben und Getreuen der einzige Arbeiter). Hätten die „Freisinnige“ von Jerichow feinere Ohren gehabt, dann wäre auch Herbert Bismarck ihm erspart geblieben, den er, nach zärtlichen Anläufen, jetzt, *comme dit l'autre*, zum Fressen gern hat; in ihm sieht er den Vater. Das Gastrische ist überwunden; heute also wieder lustig. „Wenn sie nicht über Kopfweg klagen: so lang der Wirth nur weiter borgt, sind sie vergnügt und unbeforgt.“ Und der Wirth borgt weiter. Nicht wie bei armen Leuten. Alles da; für die mittlere Linie (beileibe nicht Garde). Rund hundert Arenbergmänner aus dem Centrum, siebenzig Konservative beider Sorten, fünfzig Nationalliberale: selbst ohne Affiliirte sichere Mehrheit für Militär, Marine, Handelsverträge und was sonst auf der Walze. Dabei zu bedenken, daß alle drei Gruppen der Mehrheit gelernt haben, wie gefährlich jedem Opponenten der sozialdemokratische Nachbar ist, und deshalb, was irgend geht, fein fromm sein werden. Wozu also der Lärm? Wenn ich nicht irre, sollte im Junitermin ja der „Brotwucher“ vom Volksgericht verdammt werden. Eh bien: die Hauptwucherer haben so gut wie nichts, die Nichtsalsfreihändler von der Cobdencouleur vierzehn von fünfzig Sitzen verloren und der von Bebel dem Orkus geweihte Zolltarif fände im neuen Reichstag mindestens eben so viele Stimmen wie im alten; wahrscheinlich mehr, weil die scharfen Agrarier fehlen und unsere werthen Standesgenossen nicht länger spröb zu thun brauchen. Wozu also, frage ich wieder, der Lärm? Die Wahlfreiheit blieb dies mal doch streng gewahrt; keine versprengende Parole, kein amtlicher Hochdruck und die Zelle, ganz nach Virchow, als Ausgangspunkt aller Lebenserscheinungen. (Schade, daß Rickert den Sieg seiner einzigen Idee nicht erlebt hat, der seine Fraktion vierzig Prozent der Mandate kostete; den pugiger Januskopf hätte ich im Feuer genießen mögen.) Wer oben zuerst auf den closed room kam, ist nicht festzustellen; nach der Mißgeburt *recherche de la paternité interdite*. Daß der Plan durchging, Allen ein Räthsel, die nicht wissen: man hat thatsächlich geglaubt, die Arbeiter seien terrorisirt und würden in der Zelle unter Couvert für die Rönigischen stimmen. Im Ernst. Du kannst, bei aller Weisheit grünenden Alters, den ganzen Humor der Sache nicht erfassen, weil Du nicht weißt, daß der Arbeiter nur durch die Furcht vor möglichen üblen Folgen gehindert

wird, sozialdemokratisch zu stimmen. So, allerleyte Borussin, siehst in den Köpfen aus, die uns beherrschen und das Vaterland retten wollen. Nicht nur Posadowsky: jeder bessere Geheimrath konnte erklären, daß und warum das Isolirsystem zum Abtritt aller hemmenden Gewalten führen müsse; an die „entscheidende Stelle“ kam aber Keiner heran. Und so leben wir.

Das nur nebenbei. Germania locuta (Adolf weiß Alles). Und was die langsame Dame sprach, ist mit gutem Willen nicht schwer zu verstehen. Vorbei die Tage des reinen Agrarismus; kein Gott bringt sie zurück und Dein gar nicht gottähnlich Unterfertiger hat Dich schon lange gebeten, den Bund der Landwirthe, der nichts Rechtes mehr leisten kann, zur Auflösung zu überreden. Feste Phalanx aber für erträglichen Schutz Zoll. „Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel“ hat die Zugkraft verloren. Der Landwirth, der ausländischen Kornpreis fordert, ist kein schlechterer, unsittlicherer Mensch als der Maurer, Bergmann, Heimarbeiter, der höheren Lohn verlangt. Unentbehrlichen Bedarf vertheuern Beide; dennoch haben Beide Recht und es ist ein Jammer, daß der Eine dem Anderen das natürliche und verständige Streben ins Moralische schiebt, der Junker über „Begehrlichkeit“, der Proletarier über „Brotwucher“ zetert (ein Wort übrigens, das S. W. dem politischen Sprachschay geschenkt hat). Wäre der Kampf gegen besagten Wucher populär, dann hätten zuerst die radikalen Bourgeois aller drei Spielarten gespürt, die außer Kornzoll, Verurteilung in Strassachen und Börsenreform kaum noch was auf der Pfanne haben. Doch gerade ihr Aderlaß war der schlimmste; nur noch Erdenreste, zu tragen peinlich. Kein Wunder; im Bund mit Tageblatt und Vossischer Zeitung mußte Achill selbst unterliegen. Und dann: Bismarck täglich wie einen Schuljungen schimpfen und als Tyrannen malen, — so; nach Bismarck aber Alles über den Klee loben, einfach Alles, selbst die lächerlichste Impotenz, und kein Sterbenswörtchen mehr gegen des Mächtigen Druck stöhnen: nein; nicht zu machen. Am Ende glaubt ja kein Kind, daß wir unter Hausmeier Otto (Herzögnin weiß, daß ich seine Tragoedienfehler unbequem deutlich sah) schlechter und gar absolutistischer regirt wurden als heutzutage. Sieh Dir aber die „freisinnige“ Presse von anno 80 und heute an! Jetzt Alles herrlich, zum Jauchzen schön; ein Paradies, wenn der Caprivizoll bliebe und das Börsengesetz siele. Die Gesellschaft hat sämmtliche Prinzipien losgeschlagen; wohl, „um zu räumen“. Dein Lehnsmanu gehört zum ersten berliner Wahlkreis und ihm wurden die Aufrufe für den emsigen Kampf unter die Schwelle geschoben. Um auf Akazienwipfel zu klettern. Das Schlimmste, was sie dem rothen Gegner nachsagen konnten, war: er sei Republikaner.



Ihre besten Männer waren's und mühten's, wenn sie Courage hätten, heute noch sein. Ich ging schnell ein Bißchen speien. Und man staunt, daß diese Steifkleinernen endlich der Teufel geholt hat! Soll durchaus gestaunt sein (wofür ich nicht sehr bin), dann über Anderes: daß sich das Centrum, sammt seinen Arbeiterbataillonen, wider alle Stürme hielt und, noch mehr, daß nach unverzeihlichen Todsünden einundsiebentzig Konservative zurückkehren konnten.

Nicht über das Wachstum der Sozialdemokratie; nicht eine Minute, mesfrouw. Nur das Tempo, nicht die Thatsache war zweifelhaft; und dem Tempo wurde in den letzten sechs Monaten ja mit Feuereifer von den Spigen der Pyramide her nachgeholfen. Mit Bayle stimme ich darin überein, daß auch die Rothen nicht hegen können; nur verlange ich's gar nicht. Sie gehen mir, mit Robeit und Moralpredigersentimentalität, oft genug auf die Nerven; Theorie: Jeder ist durch ökonomische Determination gebunden, Praxis: hie Helden, hie Schufte. Und eine gräuliche Nachsicht, der keine Strafe für den anders Klassirten hart, kein Schimpfwort rübe genug ist; Tschandalaressentiment nennt's Nietzsche. Aber was wollen solche Kinderkrankheiten, was will solche Kriegerrauhbeinigkeit (halten zu Gnaden!) gegen die ungeheure Leistung sagen! Die Einzigen, die (fast immer) glauben, was sie sprechen, und an den Glauben die Existenz oder doch ein Stück davon setzen. Die Einzigen, die den Millionen da unten Nahrhaftes bieten, in dunkle Seelen einen Lichtschein senden und ... Nur nicht etwa pathetisch werden, Jubelgreis; der Faden läuft ohnehin spät und früh von der Reichspule. Also ganz simpel, daß die von den Bettleuten geleistete Volksbildung, Volksdrillung, Volksidealisirung gar nicht ersetzt werden könnte und daß man die Sozialdemokratie (ohne die wir auch industriell nicht an der Spitze marschirten) von Staates wegen erfinden müßte, wenn es sie nicht schon gäbe. Da hast Du mein Credo. Heißt: ich glaube. Hier aber haperts. Ich glaube nämlich nicht. Glaube nicht, daß man mit gleichen Rousseaumenschenrechten und nach Ausschaltung der Profitbegierden mit der bête humaine gedeihlich wirthschaften könnte. Optimistischer Christenwahn; und schon den pessimistischen, der den Menschen für grundschlecht, nur in der Hygiene des Leidens erträglich hält und mir deshalb näher lag, ließ ich in Unterprima. Deshalb bin ich so bedenklich; und so zum Heulen unglücklich, daß ich nicht glauben kann. Sonst, ma mie, hielten alle Peers von Preußen und Umgegend mich nicht: als Gemeiner träte ich in die Rotte und wäre ein seliger Mann, — selbst wenn ich aus sicherem Zeugniß vernähme, daß achtundzwanzig nachweisbare Ahnen den schwärzesten Theil ihrer noch unzerfressenen Leiblichkeit sargdeckelwärts gewendet haben.

Für die Edelste und Beste bin ich nun wohl mausetot; macht nichts: Adolf um so lebendiger und als bekehrter Sünder zwiefach gebenedeit. Und hundertmal Angedeutetes mußte endlich ganz heraus. Willst Du uns dennoch: von Mitte Juli ab auf Wunsch frei ins Haus; gegen Agitatorenwuthanfälle versichert. Dann können wir schwagen, bis die Ewigkeit grau wird, und Deinen gezähmten Leun mit Lotka zusammenspannen. Jetzt nur noch eine Peroratio; in würdiger Ruhe. Daß es hienieden mehr Hungerade als Satte giebt, dürfte als unbestritten vorauszu sehen sein. Ergo müssen, bei gleichem politischen Recht, die Satten in die Minderheit kommen, sobald die Hungrigen ihre Kraft kennen und sicher sind, die frei geäußerte Meinung nicht allzu schwer büßen zu müssen. Das wußte Bismarck; rechnete aber darauf, daß er die Nation stets ernsthaft beschäftigen könne und ein zu hohen Zielen ausblickendes Volk sich nie in radikale Mystik verirren werde. Heute? Die unfruchtbarste, an Schöpfergedanken ärmste Politik, die zu erdenken ist; eine Verlogenheit in allem öffentlichen Leben, wie ich sie (nur in Historie halbwegs beschlagen) in keiner dem Vergleich zugänglichen Epoche gefunden habe. Dabei ewige Illumination, Fahnen, Schützenfeststimmung, — die alte Veier, die ich Dir nicht zu schlagen brauche. Noch nicht Alles: ein Monarch, der über die Tendenz der Zeit völlig getäuscht wird und nicht heilvoll wirken könnte, selbst wenn er noch zwanzigmal begabter wäre. Der in seinem Reich sechzig Millionen Menschen bessern und bekehren möchte, alle Stände, Klassen, Berufe, während der Moderne nur aus eigenem Erleben noch lernen will und Präzeptoren höchstens auf dem engsten Gebiet ihrer Sachverständigkeit anerkennt. Es geht nicht. So kann heute nicht mehr regirt werden, auch nicht vom lautersten Genie; so wird de facto nicht in Rußland mehr regirt. Daß kein Kanzler es sagt, ist das Schlimmste vom Schlimmen. Und ein Glück, wenn das Volk selbst es wenigstens mal klar zu verstehen giebt. Drei Millionen wahlmündiger Republikaner im Deutschen Reich. Das ist nicht zu überhören. Ursache? Die Sozialdemokraten machen sich selbst und ihren Sieg klein, wenn sie ihn mit dem Brotwucher motiviren. Einen Blick auf die Ziffern. 1881: 311961, 1884: 549990, 1887: 763128 sozialdemokratische Stimmen; allmähliches, dem Vormarsch der Industrie entsprechendes Steigen also (und 87 kam doch der Fünfmarszoll). 1888 Tod der beiden ersten Kaiser, Wilhelm der Zweite besteigt den Thron, Bismarcks Macht welkt und 1890 hat die Stimmenzahl sich plötzlich verdoppelt: 1427298. Jetzt, im sechzehnten Jahr der Regierung eisernden Wollens: vervierfacht; und darüber. Was ich „eigentlich dazu sage“? Ich war des Königs Diener und bin Dein Bruder, Senior und Sklave



## Die Sprache der Wissenschaft.

Einiger der ersten Männer auf dem Gebiete der altlateinischen Sprachforschung sprach mir gegenüber einmal das beim ersten Hören paradox klingende Wort aus: „Erst der Humanismus hat das Latein zu einer toten Sprache gemacht“; doch bei näherer Betrachtung wird man nicht leugnen, daß dieser Ausspruch eine tiefe Wahrheit enthält. Das Sakristeilatein, wie die Italiener, das Küchenlatein, wie die Deutschen sagen, war thatsächlich eine lebende Sprache, die in den Klöstern und kirchlichen Schulen vom Abt oder Rektor hinab bis zum kleinsten Schüler angewandt und verstanden wurde. Freilich: einem korrekten deutschen Schulmonarchen sßt diese Sprache ein gelindes Entsetzen ein. Aber darum bleibt es nicht minder wahr, daß das von einem Aenea Silvio, Poggio, Justus Lipsius bis hinab auf Tiberius Hemsterhuis, G. Hermann, Eckstein und F. Ritschl meisterhaft beherrschte klassische Latein eine Treibhauspflanze war, die niemals ganz gesundes Leben entwickelte. Heute steht auch das klassische Latein auf dem Aussterbetat. Die früheren Pflanzstätten, die *gymnasia illustra*, liefern seit der berühmten berliner Gymnasialreform so geringe Resultate, daß an den Universitäten für die künftigen klassischen Philologen anderthalb Jahre währende Anfängerkurse der primitivsten Art eingerichtet werden müssen. Wirklich klassisches Latein schreiben heute nur einzelne Männer, die noch der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstammen. Man hat sie bald aufgezählt: Papp Leo XIII., Rommsen und Bischof Strohmayer. Ein berühmter französischer Gelehrter schrieb mir neulich: „Nous autres Français, nous écrivons un Latin comme les vaches espagnoles.“

Ein sprechender Beweis für den definitiven Untergang der alten Römersprache ist das Vorgehen der Bollandisten. Eine lange Reihe von Folio-bänden haben diese Väter der Gesellschaft Jesu in den früheren Jahrhunderten mit ihren kritischen Untersuchungen über das Leben der Heiligen angefüllt; diese Folianten sind in einem flüssigen, oft schmucklosen, aber guten und verständlichen Latein geschrieben. Auch die heutigen Bollandisten in Brüssel und Antwerpen sind als Forscher die würdigen Nachfolger eines Papebroch, Roswende, Stilting und der anderen großen Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts. Aber mit Schmerz mußten sie vor einigen Jahren in ihrer trefflichen Zeitschrift, den *Analecta Bollandiana*, bekennen, sie sähen sich leider gezwungen, neben dem Latein auch das Französische als Sprache ihres Organs zuzulassen. Also auch diese kirchlichen Kreise, diese letzte Zufluchtstätte der von unseren realistisch-naturwissenschaftlich gebildeten und dem Alterthum feindlichen Zeitgenossen so hart verfolgten klassischen Studien, auch sie geben zu, daß es mit dem Latein mehr oder weniger vorbei sei. Die Buchhändler verstehen sich nur noch schwer dazu, ein lateinisches Werk zu drucken. Das

ist ganz natürlich. Der Leserkreis, der noch Latein versteht, verengert sich mit jedem Jahr. Die Herstellung lateinischer Bücher erfordert erhebliche Opfer und ein Geschäft ist damit nicht zu machen. So können wir unsere Zeit die Sterbestunde der klassischen Sprache nennen.

Die früheren Jahrhunderte, die das Latein beherrschten, hatten eine gemeinsame Gelehrtensprache; durch dieses Band wurden die Forscher aller Länder vereinigt. Das Philosophenlatein eines Leibniz oder Wolf, das mathematische eines Bernoulli oder Gauß waren entscheidend; aber die wissenschaftlichen Werke dieser Forscher waren ohne Weiteres sämtlichen Gelehrten des Erdkreises zugänglich. Heute dagegen herrscht eine babylonische Sprachenverwirrung. Man schreibt wissenschaftliche Werke nicht allein in allen lebenden, sondern auch in verschiedenen toten Sprachen. Dazu gehören durchaus nicht nur Griechisch und Latein; auch das klassische Armenisch, das Sanskrit der indischen Pandits und das Hebräisch der Rabbiner sind Sprachen, die, seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden abgestorben, nur noch von Gelehrten künstlich fortgepflanzt werden. Diese Mannichfaltigkeit hat nun ihren sehr entschiedenen Nachtheil für die Wissenschaft selbst. Jeder Gelehrte schreibt in der Sprache seines Landes. Die wissenschaftlichen Akademien und gelehrten Gesellschaften streben danach, unter sich eine höhere Einheit zu bilden, und tauschen, um einander von dem Stand ihrer Forschungen zu unterrichten, ihre Schriften aus. Oft aber sind die Akademiker des einen Landes nicht im Stande, die Schriften der fremden Kollegen zu lesen. Zuerst kommen da die Akademien der großen und führenden Völker in Betracht. Ihre Werke erscheinen in englischer, deutscher, französischer, italienischer und russischer Sprache. Aber daneben schreiben die Hochschulen oder Akademien von Prag tschisch, die von Krakau und Lemberg polnisch, die von Agram kroatisch, die von Budapest magyarisir, die von Belgrad serbisch, die von Sofia bulgarisch und die von Bukarest rumunisch. Dazu kommen die nordischen Akademien von Kopenhagen, Stockholm und Christiania, von denen jede im Idiom ihrer Heimath schreibt. Ihnen reihen sich endlich noch die Spanier, die Portugiesen und die wissenschaftlich so hervorragenden Holländer an. Kein Gelehrter kann das Material seines Wissenszweiges vollständig bewältigen, weil die sprachlichen Schwierigkeiten zu groß sind. Er müßte ein Mezzofanti sein, um nur den philologischen Anforderungen seiner Disziplin gerecht zu werden. Diese sprachliche Vorarbeit ist aber zu groß für einen ernsthaft wissenschaftlich arbeitenden und selbständig produzierenden Forscher. Deshalb sind denn auch die in zehn oder zwölf Zungen sich gleich fließend ausdrückenden, von der urtheillosen Menge angestaunten Sprachgenies in der Regel wissenschaftlich gänzlich unfruchtbare Naturen. Das hat seinen guten Grund. Ihr Gehirn wird durch den ungeheuren Sprachstoff, den sie zu bewältigen haben,

zu sehr belastet; sie verhalten sich daher meist nur rezeptiv, nicht produktiv, sind also für die Wissenschaft oft von nur sehr untergeordnetem Nutzen.

Nun hat sich ja schon ein *modus vivendi* herausgebildet. Was in den beiden klassischen Sprachen, was deutsch, englisch, französisch und italienisch geschrieben wird, kann auf Berücksichtigung durch die Gelehrten der anderen Länder rechnen. Aber wie sieht es mit den übrigen Gelehrtensprachen des Ostens, des Nordens und des Westlandes? Eine unbedingt herrschende Stellung hat sich unter ihnen nur das Russische errungen. Seine starke, oft entscheidende politische Stellung im europäischen Völkerkonzert hat dem russischen Reich Berücksichtigung bei Freund und Feind erzwungen. Die Zahl der Russisch Sprechenden oder wenigstens Russisch Verstehenden mehrt sich mit jedem Jahr; die jüngere Generation lernt Russisch und muß es lernen. Russisch geschriebene wissenschaftliche Werke werden jetzt auch regelmäßig von der deutschen Kritik besprochen. Viel trauriger ist das Schicksal der wissenschaftlichen Werke, die in den vorhin erwähnten Sprachen der kleinen Länder geschrieben sind. Man hat sich gewöhnt, solche wissenschaftliche Erzeugnisse einfach unberücksichtigt zu lassen. Die Gelehrten der großen Staaten verstehen diese Sprachen nicht und unter den Eingeborenen der kleinen, oft noch halbasiatischen Ländern ist der Leserkreis, der sich für wissenschaftliche Fragen interessiert, natürlich sehr eng. Vielfach lassen die Autoren dieser Länder ihre Werke noch in deutscher, französischer oder sonstiger Uebersetzung erscheinen; so thun die Holländer und auch die skandinavische Literatur verdankt ihr europäisches Ansehen hauptsächlich den deutschen Uebersetzungen. Selbst die magyarischen Gelehrten und Literaten müssen, wenn sie über die Grenzen der Stefanskronen hinaus wirken wollen, sich zu dem verhassten Deutsch entschließen. Dieses unfreiwillige Geständniß der kleineren Völker ist bemerkenswerth; in ihrer Landessprache würden sie eben von Europa nicht gehört werden.

Daß diese Zustände unhaltbar sind, ist jetzt in der Gelehrtenwelt so ziemlich *communis opinio*. Man war auch schon auf Abhilfe bedacht, doch haben die meisten Vorschläge sich als gar zu theoretisch erwiesen; sie berücksichtigten zu wenig die thatsächlichen Verhältnisse und hatten deshalb keinen Erfolg. Man erkannte, wie viel die Wissenschaft durch den Untergang des alten Latein verloren habe, und wollte es durch eine neue „Weltsprache“ ersetzen. Die Kunstsprache des Pfarrers Schleyer hat vor etwa drei Lustren allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Heute sind Volapük und sein Schöpfer völlig vergessen. Auch der berliner Plan, das Neulatein zu pflegen, hat sich als ein Fehlschlag erwiesen. Mehr Aussicht schienen die Vorschläge zu haben, eine der lebenden Sprachen zur wissenschaftlichen Weltsprache zu erheben. Das Deutsche, das für die fremden Völker sehr schwer zu erlernen ist, kann da kaum ernsthaft in Betracht kommen; nur an Englisch oder Französisch



könnte man denken. Die englische Sprache beherrscht heute schon die halbe Welt und scheint bei der großen Begabung und energischen Rücksichtslosigkeit des angelsächsischen Stammes diesseits und jenseits vom Weltmeer zur Erbin des mittelalterlichen Latein prädestiniert. Ein gewichtiger Umstand aber spricht gegen diese von Manchen gehoffte, von Vielen gefürchtete Weltherrschaft: während in anderen Ländern die einheitliche Schriftsprache immer unbedingter zur Herrschaft gelangt, scheint das Englische in drei Gruppen auseinander fallen zu wollen. Alle paar Wochen lesen wir im Athenäum, wenn amerikanische Werke besprochen werden, dieser oder jener Ausdruck sei ein *misprint*; und eben so regelmäßig folgt die Berichtigung, der Ausdruck sei durchaus richtig, in Amerika allgemein gebräuchlich und nur in England unverständlich. Um die Schriften von Miss Olivia Schreiner zu verstehen, muß man sich ein eigenes Vokabularium anlegen. Wie sich also aus dem Lateinischen landschaftlich das Französische, das Spanische und das Italienische abzweigten, so scheint Albions Sprache auf dem besten Wege, in ein großbritannisches, ein amerikanisches und ein afrikanisches Englisch zu zerfallen. Eine Sprache aber, die, statt nach der Einheit, nach der Zerteilung und Dismembrierung hinstrebt, ist zur Weltherrschaft nicht besonders geeignet. Daneben ist ein weiterer Faktor nicht ganz zu unterschätzen: das machtvolle Vordringen des Französischen im östlichen Mittelmeergebiet. Im letzten Jahrzehnt hat es sich, zum Theil durch die französischen Mönche, aber auch durch die Alliance Israélite eine dominirende Stellung im Orient erobert und, wie die Italiener selbst zugeben, die alte *Lingua Franca*, das Italienische, in Syrien, Kleinasien und der europäischen Türkei aus seiner früheren Stellung verdrängt. Vor dreißig Jahren sprachen in der Türkei alle Bootfahrer, Kellner, Friseur und Kutsher italienisch; heute nur noch wenige alte Leute. Die Levantiner von Saloniki, die alteingesessenen Primatenfamilien italienischen Ursprungs können oder wollen nicht mehr italienisch sprechen. Alles ist französisirt. Auch hier kann zunächst von einer Vorherrschaft des Englischen nicht die Rede sein.

Eine gemeinsame wissenschaftliche Weltsprache werden wir, wenn nicht alle Zeichen trügen, so bald also nicht erleben. Das Bedürfnis der Wissenschaft fordert aber mindestens ein Provisorium. Die Zusammenkünfte der verschiedenen Akademien Europas — 1901 in Paris; 1904 soll in London eine neue folgen — bringen die Gelehrten der verschiedenen Länder einander näher. Von diesen Zusammenkünften könnte auch die Anregung zur Verständigung in der Sprachenfrage ausgehen. Natürlich handelt es sich nicht um die Utopie einer Weltsprache, wohl aber wäre es schon ein großer Fortschritt, wenn im wissenschaftlichen Verkehr nur noch einzelne Sprachen als berechtigt anerkannt würden. Aussicht auf Geltung hat aber ein solcher Kanon nur, wenn er von einer Autorität, wie

dem Kongreß der Akademien, angenommen würde. Die kleinen Völker müßten resigniren. Das klingt hart, fast brutal. Aber wie es im politischen Leben neben den europäischen Großmächten Staaten zweiten und dritten Ranges giebt, die wenig oder nichts zu bedeuten haben, so haben auch für die Wissenschaft Sprachgemeinschaften, die einen großen Länderumfang und viele Millionen Angehöriger umfassen, ganz andere Bedeutung als die kleinen, oft durch Begabung, Leistungen und Geschichte höchst interessanten Völkerspitter. Für die welt- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Kleinen führt man immer Sellaß ins Feld. Doch Griechenland hat seine eigentliche Kulturmission erst begonnen, als die genialen Makedonen die Welt eroberten und die hellenistische Gesittung nach Egypten, Syrien und bis an den Oryx und den Indus trugen. Heute ballen sich die Großen zu immer größeren Staatenkonglomeraten zusammen und die Lage der Kleinen scheinen gezählt. Was im politischen Leben Recht ist, gilt auch im wissenschaftlichen. Eine Pentarchie anerkannter Sprachen würde dem Bedürfniß der Gelehrten zunächst genügen.

Als wissenschaftliche Verkehrssprachen hätten danach zu gelten: nach alter wissenschaftlicher Tradition die beiden klassischen Sprachen: Griechisch und Lateinisch; für die germanische Sprachengruppe: Deutsch und Englisch, für die romanische: Französisch und Italienisch, für die slavische: Russisch. Die Gelehrten der kleinen Sprachen würden nach wie vor in der Sprache ihrer Heimath schreiben und drucken; nur hätten sie den Abhandlungen ihrer Akademien eine kurze Inhaltsangabe in einer der anerkannten Sprachen beizufügen. Hat ein Gelehrter nur zu berücksichtigen, was in zwei toten und in fünf lebenden Sprachen geschrieben wird, so ist Das zwar immer noch viel, läßt sich aber bewältigen. Mein Vorschlag ist ein Kompromiß mit all seinen Vorzügen und Schwächen. Die Kleinen werden sich gegen ihre Degradirung sträuben. Wenn sie aber Inhaltsübersichten oder Uebersetzungen in einer anerkannten Sprache beifügen, gewinnen sie den Anspruch auf Berücksichtigung, die sie heute vergebens erstreben. Sentimentales Gerede, daß im Reiche des Geistes nicht die Höhe der Bevölkerungsziffer und die Größe des Länderumfangs bestimmend seien, darf uns nicht beirren. Es handelt sich nicht darum, einen in jeder Weise tabellofen Verkehrsweg für die Wissenschaft zu finden, auch nicht darum, Dauerndes zu schaffen: einstweilen soll nur das Sprachenchaos vermindert und dem Gelehrten die Möglichkeit geboten werden, das in seinem Wissensbezirk erscheinende Material übersehen zu können.

Jena.

Professor D. Dr. Heinrich Gelzer.



## Ganz-Kaschima.

Das Schicksal und die englische Regierung haben die Kaschima-Station zu einem Gefängniß gemacht; und weil es keine Rettung für die armen Seelen giebt, die darin schmachten, schreibe ich diese Geschichte. Möge die indische Regierung ein Einsehen haben, die Station auflösen und die europäische Bevölkerung in alle vier Winde zerstreuen.

Um Kaschima legt sich der Kreis der felsackigen Dosehri-Berge. Der Frühling überschüttet dort Alles mit Rosen; aber im Sommer sterben sie schnell wieder unter den heißen Winden, die von den Bergen herabwehen; im Herbst überschwemmen die weißen, den Sümpfen entsteigenden Nebel den Ort und im Winter wird alles junge und zarte Leben vom Frost vernichtet. Die ganze Gegend eine weite Fläche platten Weide- und Ackerlandes, das sich bis an die graublauen Wälder der Dosehri-Berge hingieht. Bergnägungen giebt es dort nicht; nur Schnepfen- und Tigerjagd. Aber die Tiger sind längst schon aus ihren alten Schlupfwinkeln in die Felsenhöhlen verschucht und sogar die Schnepfen kommen nur einmal im Jahr. Karfara — einhundertundvierzig englische Meilen entfernt — ist die nächste Station hinter Kaschima. Aber Kaschima geht nie nach Karfara, obgleich dort wenigstens zwölf Europäer wohnen; es bleibt immer bei seinen Dosehri-Bergen.

Keiner in Ganz-Kaschima traut Mrs. Vansuthen zu, sie könne einem Menschen auch nur ein Härchen krümmen; doch Jeder in Kaschima weiß, daß sie, sie ganz allein, das Unheil angerichtet hat. Voulte, der Ingenieur, Mrs. Voulte und der Hauptmann Kurrell wissen es. Das ist nämlich die englische Bevölkerung von Kaschima, wenn wir den Major Vansuthen, der gar keine, und Mrs. Vansuthen, die von Allen die größte Bedeutung hat, ausnehmen.

Man möge, wenn mans auch nicht so recht versteht, gefälligst bedenken, daß alle Befehle in einer kleinen und verborgenen Gemeinschaft allmählich aufhören, die keine öffentliche Meinung kennt. Wenn ein Mann auf einer Station ganz vereinsamt ist, wird er leicht auf Abwege kommen. Diese Gefahr nimmt mit der Zahl seiner Leidensgenossen aber noch zu, — bis zu Zwölf: der Richterzahl. Sind's mehr, so fängt die Rücksicht des Einen auf den Anderen und die mäßigende Vernunft an; dadurch werden die scharfen Gegensätze dann einigermaßen abgestumpft.

In Kaschima war tiefer Friede, bis Mrs. Vansuthen kam. Sie war eine bezaubernde Frau. Das wurde überall und von Jedermann gesagt; und sie bezauberte auch wirklich Alle. Trogdem — oder vielleicht gerade deshalb, denn das Schicksal hat ja seine eigenen Wege — schwärmte sie nur für einen Mann: den Major Vansuthen. Das hätte die society von Kaschima wohl verständlich gefunden, wenn die Zauberin häßlich oder dumm gewesen wäre. Aber nun war sie eine schöne Frau mit wundervollen ernstern Augen, tief und grau wie ein See, kurz bevor ihn die Morgensonne trifft. Kein Mann, der in diese Augen blickte, konnte bis auf den Grund ihrer Seele sehen. Die Augen blendeten ihn. Ihr eigenes Geschlecht sagte von ihr, sie sehe nicht schlecht aus, verliere aber durch den zur Schau gestellten Ernst ihres Wesens. Und doch war ihr dieser Ernst angeboren; sie hatte nie lächeln gelernt. Ruhig schritt sie durchs Leben und schaute ruhig auf Jeden, der an ihr vorüberschritt. Aber die Frauen nahmen ihr übel, daß die Männer vor ihr niederfielen und sie anbeteten.



Sie weiß, welches Unheil sie über Kaschima gebracht hat, und ist sehr traurig darüber. Aber Major Vansuythen kann nicht begreifen, warum Mrs. Boulte wöchentlich wenigstens dreimal nicht zum Nachmittag-Thee kommt. „Wenn es nur zwei Damen in der Station giebt, dann sollten sie einander doch häufiger besuchen“, pflegt er zu sagen.

Vange, lange bevor Vansuythen aus jenen Orten, wo es noch Gesellschaften und Vergnügungen giebt, auf diese abgelegene Station kam, hatte Kurrell entdeckt, daß Mrs. Boulte die einzige Frau auf der Erde sei, die für ihn passe; und wir wollen die Weiden nicht tabeln. Kaschima lag himmelweit von der Welt entfernt und die Dosehri-Berge bewahrten das Geheimniß gut. Boulte merkte von der ganzen Sache nichts, da er gerade eine vierzehntägige Dienstreise angetreten hatte. Er war ein harter, hölzerner Mann; und weder Mrs. Boulte noch Kurrell hatten mit ihm Mitleid. Ganz Kaschima gehörte ihnen; sie gehörten einander. „*Das Kaschima*“ war die „*Dosehri-Berge*“ und die „*Major Boulte*“ für sie. Als Boulte von seiner Reise zurückkam, klopfte er Kurrell auf die Schulter, nannte ihn „Alter Junge“ und die Drei aßen zusammen zu Mittag. Kaschima war selig, denn das Gericht Gottes schien fast so fern wie Karlarra oder die Eisenbahn, die abwärts nach dem Ozean rollt. Aber die Regierung, die bekanntlich im Dienste des Schicksals steht, sandte den Major Vansuythen nach Kaschima; und mit ihm kam seine Frau.

Die Etikette von Kaschima ähnelt der auf einer wüsten Insel herrschenden. Wenn ein Fremder dorthin verschlagen wird, kommt Alles an den Strand, um ihn zu begrüßen. Kaschima versammelte sich auf der steinernen Terrasse dicht an der Karlarra-Straße und gab einen Thee zu Ehren von Vansuythens. Diese Feierlichkeit ersetzte alle offiziellen Antrittsbesuche; dem Admiring, der beim Thee gewesen war, öffneten sich alle Thüren, fielen alle Rechte und Privilegien des Stationbewohners zu. Als Vansuythens eingezogen waren, gaben sie eine kleine Abendgesellschaft für Tout-Kaschima. Damit war ihr Haus, nach alter Gewohnheit, Jedermann aus dem Volke zugänglich.

Dann kam die Regenzeit: Keiner konnte sich aus der Station herauswagen und die Karlarra-Straße war von dem Kasun-Fluß fortgewaschen; auf der Weide watete das Vieh bis ans Anie im Wasser; die Wolken hingen von den Dosehri-Bergen herab und bedeckten Alles.

Als die Regenzeit vorbei war, änderte sich das Benehmen Boultes gegen seine Frau; er wurde ungemein zärtlich. Zwölf Jahre waren sie schon verheirathet. Nun machte dieser Wechsel Mrs. Boulte stupig, denn sie haßte ihren Gatten, wie eine Frau haßt, die von ihrem Mann immer freundlich behandelt worden ist und ihm trotzdem ein großes Unrecht angethan hat. Außerdem hatte sie sich noch nach einer anderen Richtung zu wehren: sie mußte Kurrell, ihr Eigenthum, bewachen. Zwei Monate lang hatten die Regenwolken die Dosehri-Berge und noch viele andere Dinge verborgen gehalten; als die Wolken fortgezogen waren, sah Mrs. Boulte, daß „er“, ihr Lieb — Lieb hatte sie ihn früher, wenn Boulte außer Hörweite war, genannt —, daß ihr Lieb ihren Seiten zu entschlüpfen schien.

„Die Vansuythen hat ihn mir genommen“, sagte sie zu sich selbst; und nur wenn Boulte fort war und Lieb sie liebte, brach sie in Thränen aus: wie

durfte sie einen solchen Verdacht aufkommen lassen! Sorge ist in Kaschima eben so willkommen wie Liebe; man hat in der endlosen Zeit wenigstens an Etwas zu denken. Mrs. Boulte sprach ihren Verdacht nie vor Kurrell aus, weil sie noch keine Gewißheit hatte; und sie wollte erst ganz sicher sein, bevor sie Schritte nach irgend einer Richtung that. Das war der Grund ihres Verhaltens.

Boulte kam eines Abends in das Wohnzimmer, lehnte sich gegen den Thürpfeiler und strich sich den Schnurrbart. Mrs. Boulte stellte gerade ein paar Blumen in die Vase. Selbst Kaschima hält eben auf den Schein der Civilisation.

„Frauchen“, sagte Boulte ruhig, „sag' mal: hast Du mich eigentlich lieb?“

„Schrecklich“, sagte sie lachend; „glaubst Du nicht?“

„Ich frage Dich jetzt ernstlich“, sagte Boulte; „hast Du mich lieb?“

Mrs. Boulte stellte die Blumen fort und wandte sich schnell um. „Willst Du eine offene und ehrliche Antwort?“

„Ja, die will ich!“

Mrs. Boulte sprach fünf Minuten lang mit leiser, aber eindringlicher Stimme; ohne alle Umschweife. Ein Mißverständnis war nicht mehr möglich. Daß Simson die Säulen von Gaza brach, war eine Kleinigkeit; gar nicht dem Werk dieser Frau zu vergleichen, die freiwillig ihr schützendes Heim über ihrem Kopf zerstörte. Nie hatte eine Freundin sie geleitet, nie ein weibliches Wesen ihr hilfreich die Hand hingestreckt. Jetzt suchte sie Mitgefühl in Boultes Herzen, weil ihr eigenes durch den Verdacht gegen Kurrell vergiftet und von dem langen, einsamen Warten während der Regenzeit müde war. Sie sprach ohne alle Ueberlegung; die Sätze bildeten sich von selbst. Boulte lehnte, mit den Händen in den Taschen, am Thürpfeiler und hörte ihr ruhig zu. Als Mrs. Boulte zu Ende war, kamen erst ein paar Seufzer; dann brach sie in Thränen aus. Der Gatte lagte auf und blickte gerade vor sich hin, auf die Dosehri-Berge.

„Ist das Alles?“ fragte er; „danke: Das wollte ich nur wissen.“

„Was willst Du mit mir thun?“ fragte die Frau schluchzend.

„Thun? Nichts! Was soll ich auch thun? Kurrell tothschießen? Oder Dich zu Deiner Mutter zurückschicken? Oder mir Urlaub nehmen, um eine Scheidung zu beantragen? Weißt Du: bis Narlarra hat man zwei Tage zu reiten!“ Er lagte wieder und fuhr fort: „Ich will Dir aber sagen, was Du thun kannst: Kurrell für morgen zu Lisch einladen — nein, lieber für Donnerstag, dann hast Ihr noch Zeit zum Packen — und Dich von ihm entführen lassen. Mein Wort: ich schicke Euch keinen Janghund nach!“

Dann setzte er sich den Helm auf und verließ das Zimmer. Da saß Mrs. Boulte noch, als der Mond schon den Fußboden beleuchtete. Sie saß tief in Gedanken. In der Erregung des Augenblickes hatte sie alles Mögliche gethan, um ihr Heim freiwillig niederzureißen. Aber das Haus wollte nicht fallen. Außerdem konnte sie ihren Gatten nicht verstehen, sondern fürchtete sich vor ihm. Dann ärgerte sie sich über die Thorheit ihres nutzlosen Anfalles von Aufrichtigkeit und schämte sich, an Kurrell zu schreiben: „Ich habe etwas sehr Dummes gethan und Alles gebeichtet. Mein Mann sagte mir, ich sei frei und könne mit Dir entfliehen. Bestelle, bitte, für Donnerstag Pferde; nach dem Mittagessen wollen wir fort.“ Das hätte ihr viel zu kalt geklungen. So blieb sie zu Hause, wo sie war, und überließ sich ihren Gedanken.

Zur Essenszeit kam Boulte so bleich und abgemattet zurück, daß selbst seine Frau mit ihm Mitleid empfand. Als es Nacht wurde, stammelte sie einige Worte sorgenvoller Zerknirschung. Boulte blickte aus einem blau eingebundenen Buch auf und sagte: „Ach Das! Daran habe ich jetzt gar nicht mehr gedacht! Nebenbei gesagt: was meint denn Kurrell zu der Entführung?“

„Ich habe ihn noch nicht gesprochen“, sagte Mrs. Boulte. „Mein Gott im Himmel: mehr hast Du mir nicht zu sagen?“

Aber Boulte hörte nicht und ihre Worte erstickten in Thränen.

Der nächste Tag brachte keine Erleichterung für Mrs. Boulte, denn Kurrell kam nicht und das neue Leben, das sie sich am Abend vorher in der Fünfundzwanzigminutenthorheit auf den Trümmern des alten zu bauen gehofft hatte, schien auch nicht anbrechen zu wollen. Boulte frühstückte, ermahnte sie, dafür zu sorgen, daß ihr arabischer Pony richtig geflütert werde, und ging fort. Der Morgen verstrich langsam; gegen Mittag wurde ihr die Lage ganz unerträglich. Weinen konnte Mrs. Boulte nicht mehr — sie hatte sich in der letzten Nacht aus-geweint — und allein bleiben konnte sie auch nicht mehr. Vielleicht würde die Banskuythen mit ihr reden, und da die Sprache doch das Herz öffnet, fände sie in solcher Aussprache am Ende Erleichterung. Die Banskuythen war außer ihr ja die einzige Frau auf der Station.

In Kaschima giebt es keine feste Besuchszeit. Jeder kann, wanns ihm beliebt, zu Jedem ins Haus kommen. Mrs. Boulte setzte sich einen großen Hut auf und ging zu Banskuythens hinüber. Die beiden Gärten stieken an einander; statt die Straße zu benutzen, schlüpfte sie durch eine Lücke in der Kastushecke und trat von hinten in das Haus. Als sie in das Speisezimmer kam, hörte sie hinter dem Thürvorhang des Wohnzimmers ihres Mannes Stimme.

„Aber auf Ehre! Auf Ehre und Seligkeit! Ich sage Ihnen: sie liebt mich nicht. Sie hat mirs gestern abends selbst gestanden. Ich hätte es ihnen sofort gesagt, aber Banskuythen war ja dabei. Wenn Sie auf meine Frau Rücksicht nehmen wollen, ist's sehr überflüssig; wenn Sie aber Kurrells wegen . . .“

„Was?“ sagte Mrs. Banskuythen mit einem leichten hysterischen Auf-lachen; „Kurrell? Das kann ja nicht sein! Sie Beide müssen sich furchtbar täuschen. Vielleicht waren Sie ein Bißchen nervös und haben falsch verstanden. So, wie Sies erzählen, kann es nicht sein. Da ist irgendwo ein Mißverständnis und Alles kann wieder ins Reine kommen.“

Boulte lachte grimmig.

„Kapitän Kurrell kann es nicht sein. Er hat mir selbst gesagt, daß er nie die geringste Reigung für Ihre Frau empfand. Hören Sie? Er hat mirs gesagt! Er hat mirs beschworen!“

Da theilte sich der Vorhang und eine kleine Frau mit verhärmtem Gesicht trat ein. Das Gespräch brach jäh ab. Mrs. Banskuythen sprang mit einem Schrei auf.

„Was sagten Sie eben?“ fragte Mrs. Boulte. „Was hat Leb Ihnen gesagt? Was?“

Hilflos sank Mrs. Banskuythen auf ihr Sofa; der Ansturm der Fragerin hatte sie niedergeworfen. „Er sagte — genau kann ich mich ja nicht mehr erinnern, aber ich glaube, ich habe so verstanden —, er sagte, daß . . . Aber eigentlich, Mrs. Boulte, ist Das doch eine sehr seltsame Frage.“

„Was sagte er?“ wiederholte Mrs. Boulte.

Sogar ein Tiger flieht vor einem Schaf, dem man die Jungen geraubt hat, und Mrs. Vansuythen war doch nur eine einfache, gute Frau. In heller Verzweiflung fing sie endlich wieder an: „Ja, er sagte, er habe Sie nie geliebt, und er sehe überhaupt gar nicht ein, warum er Sie lieben solle, und . . . und . . . ja: Das war Alles!“

„Sie sagten, er habe geschworen, mich nie geliebt zu haben. Ist Das wahr?“

„Ja!“ sagte Mrs. Vansuythen ruhig.

Mrs. Boulte erbehte unter dem Streich; dann sank sie bewußtlos zusammen.

„Sehen Sie! Was habe ich gesagt?“ sprach Boulte, als wäre ihre Unterhaltung nie unterbrochen worden. „Jetzt merken Sie selbst: Sie liebt ihn!“ Dann dämmerte aber auch Etwas in seinem beschränkten Gehirn und er fuhr fort: „Aber wann hat er Ihnen denn Das geschworen?“

Doch Mrs. Vansuythen hatte jetzt keinen Sinn für Erklärungen und rührsame Auseinandersetzungen; sie kniete neben Mrs. Boulte.

„Oh, Sie schlechter Mensch! Sind alle Männer so?“ rief sie. „Helfen Sie mir sie in mein Zimmer tragen. Sie hat sich die Stirn am Tisch wund gestoßen. Wollen Sie wohl ruhig sein! Helfen Sie mir tragen. Ich kann Sie nicht ausstehen und diesen Kapitän Kurrell auch nicht. Heben Sie sie auf. Aber vorsichtig! So. Nun gehen Sie! Schnell!“

Boulte hatte seine Frau in Mrs. Vansuythens Schlafzimmer getragen und entzog sich eilig dem Zorn und Abscheu dieses Weibes; in seinem verstockten Herzen bohrte die Eifersucht aber weiter. Kurrell hatte sich also jetzt mit seiner Liebe an Mrs. Vansuythen gewandt und wird Vansuythen das selbe Unrecht anthun wie vorher dem vertrauenden Boulte. Dieser Edle ertappte sich auf der Frage, ob Mrs. Vansuythen wohl auch in Ohnmacht fallen würde, wenn sie entdeckte, daß der Mann ihrer Liebe sie abgeschworen habe. Während er der Frage nachsann, hörte er einen Reiter die Straße entlang traben. Es war Kurrell, der sofort anhielt. „Guten Morgen! Schon wieder mal bei Mrs. Vansuythen gewesen? hm . . . Als ehrfamer Ehemann? Was wird Ihre Frau dazu sagen?“

Boulte blickte auf und sagte ruhig: „Sie falscher Kerl!“

Kurrell erbleichte und entgegnete rasch: „Was sagen Sie da?“

„Nichts von Bedeutung. Hat Ihnen meine Frau nicht gesagt, daß Ihnen Weiden freisteht, dahin zu gehen, wohin es Sie zieht? Sie hat mir die ganze Situation aufgeklärt. Sie sind mir ja ein recht aufrichtiger Freund gewesen, Kurrell! Das muß ich sagen.“

Kurrell versuchte in unverständlichen Sätzen Etwas von Bereitschaft zur Satisfaction zu stammeln. Aber sein Interesse für diese Frau war ja tot, vom Regen weggeschwemmt; und innerlich war er über ihre unglaubliche Inbiskretion wüthend. Es wäre doch so leicht gewesen, das Verhältniß sacht abjubrecken; jetzt sah er drin . . . Aus seinen Gedanken schreckte Boultes Stimme ihn auf.

„Welche Genugthuung hätte ich, wenn ich Sie totschoße? Und Sie hätten auch keine, wenn Sie mich töteten.“ Dann fuhr er in einem scharfen Ton, der merkwürdig von seiner bisherigen Ruhe abstach, fort: „Es thut mir nur leid, daß Sie so unanständig waren, meine Frau, die Sie mir weggenommen

haben, nun auch zu verlassen. Sie waren auch ihr ein angenehmer Freund ein sehr angenehmer, — weiß Gott!"

Kurrell blickte starr vor sich hin. Die Situation wurde nachgerade bedenklich. „Wie soll ich Sie verstehen?“ fragte er.

Boulte sagte mehr zu sich selbst als zu dem Frager: „Meine Frau ist bei Mrs. Bausuythen, der Sie erzählt zu haben scheinen, Sie hätten sich nie für Emma interessirt. Ich habe einigen Grund, zu glauben, daß Sie, wie gewöhnlich, gelogen haben. Was hat Mrs. Bausuythen mit Ihnen zu thun oder Sie mit ihr? Können Sie wenigstens dieses eine Mal die Wahrheit sprechen?“

Kurrell nahm die doppelte Beleidigung ohne besondere Erregung auf und antwortete mit einer Gegenfrage: „Was ist denn passiert?“

„Emma ist in Ohnmacht gefallen“, sagte Boulte ruhig; „aber ich will vor Allem wissen, was Sie zu Mrs. Bausuythen gesagt haben.“

Kurrell lachte. Mrs. Boulte hatte mit ihren unbedachten Worten seine Pläne zerstört. Jetzt konnte er sich wenigstens an ihrem Mann rächen, vor dem er gebemüthigt und unehrenhaft stand. „Was ich ihr gesagt habe? Was ein Mann bei solcher Gelegenheit an Wahrem und Unwahrem eben spricht. Ich werde ihr wohl so ungefähr das Selbe gesagt haben wie Sie.“

„Ich habe die Wahrheit gesprochen“, sagte Boulte, wieder mehr zu sich selbst als zu Kurrell. „Emma hat gesagt, daß sie mich haßt; also hat sie kein Recht mehr auf mich.“

„Das glaube ich auch nicht; Sie sind eben nur noch ihr Mann. Und was hat Mrs. Bausuythen nun gesagt, als Sie Ihr freigewordenes Herz ihr zu Füßen legten?“ Kurrell kam sich bei dieser Frage beinahe tugendhaft vor.

„Was sollen diese Geschichten?“ entgegnete Boulte. „Die können Sie gar nicht interessiren!“

„Sie interessiren mich aber. Ich sage Ihnen, sie interessiren mich sogar sehr!“

Seine Rede wurde durch ein helles Aufschauen von Boultes Lippen unterbrochen. Kurrell war für einen Augenblick ruhig; dann lachte auch er, aus vollem Halse, so daß er im Sattel auf- und abwippte. Wibrig klang dieses Lachen, diese freudlose Freude der beiden Männer, die auf der langen, weißen Linie der Narfara-Strasse standen. Es gab zum Blick keine Fremden in Kaschima. Die hätten geglaubt, die Gefangenschaft in den Dosehri-Bergen habe die Hälfte der europäischen Bevölkerung wahnsinnig gemacht. Das Lachen brach kurz ab. Kurrell fand zuerst wieder Worte.

„Und was wollen Sie nun thun?“

Boulte blickte auf die Straße und dann auf die Berge. „Nichts“, sagte er ruhig. „Wozu denn? Es ist zu schrecklich! Wir müssen eben das alte Leben weitererschleppen. Ich könnte Sie höchstens einen Hund und einen Lügner nennen; aber danach würde ich mich auch nicht besser fühlen. Wir können aus diesem Ort nicht heraus; verstehen Sie? Also können wir nichts machen.“

Kurrells Blick lag auf dem Rattennest Kaschima; er antwortete nicht. Der beleidigte Gatte nahm die wunderbare Rede wieder auf. „So. Nun reiten Sie fort! Meinethwegen zu Emma, wenns Ihnen paßt. Weiß Gott: ich bekümmere mich nicht um Ihr Thun!“

Er ging fort und Kurrell stierte ihm nach. Er ritt aber weder zu Mrs.

Boulte noch zu Mrs. Vansuythen. In Gedanken versunken, saß er im Sattel, während sein Pony auf dem Rasen neben der Straße grasste.

Das Geknirsch von Rädern weckte ihn.

Mrs. Vansuythen fuhr Mrs. Boulte, die bleich, mit verbundener Stirn, im Wagen saß, nach Hause.

„Halt! Bitte“, sagte Mrs. Boulte, „einen Augenblick! Ich muß mit Ted sprechen.“

Mrs. Vansuythen gehorchte. Aber als sich Mrs. Boulte vornüberbeugte und dabei ihre Hand auf das Schutzblech des Dogcart legte, rief Kurrell nur: „Ich habe Ihren Gatten gesprochen, Mrs. Boulte!“

Eine weitere Erklärung war überflüssig. Der Mann blickte nicht auf Mrs. Boulte, sondern auf ihre Begleiterin. Mrs. Boulte sah den Blick.

„Neden Sie mit ihm“, sagte sie zu der Frau an ihrer Seite. „Sagen Sie ihm, was Sie mir eben gesagt haben. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn hassen!“ Sie knickte zusammen und weinte bitterlich, während der gut erzogene Groom absprang, um das Pferd zu halten. Mrs. Vansuythen wurde feuerroth und ließ die Zügel fallen. Sie wünschte an dieser unerquicklichen Auseinandersetzung keinen Theil zu haben.

„Ich habe nichts damit zu thun“, begann sie kalt; aber Mrs. Boultess Thränen rührten sie und darum wandte sie sich an den Mann: „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Kapitän Kurrell. Ich meine nur: Sie haben sich ganz abscheulich benommen und sie hat sich die Stirn schrecklich am Tisch zerstoßen.“

„Es ist nicht schlimm. Es ist gar nichts“, sagte Mrs. Boulte schwach; „davon ist nicht die Rede. Sagen Sie ihm lieber, was Sie mir gesagt haben. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn nicht lieben! Ted! Willst Du ihr nicht glauben?“

„Mrs. Boulte hat mir zu verstehen gegeben, daß Sie sich früher einmal für sie interessirt haben“, fuhr Mrs. Vansuythen fort.

„Schön“, sagte Kurrell in brutalem Ton; „nur scheint mir, daß sich Mrs. Boulte noch mehr für ihren eigenen Gatten interessirt hat.“

„Halt!“ rief Mrs. Vansuythen. „Hören Sie mich erst! Ich dürfte und sollte eigentlich nichts über sie und Mrs. Boulte erfahren. Aber Sie sollen hören, daß ich Sie hasse, daß Sie in meinen Augen ein Pump sind und daß ich nie wieder mit Ihnen ein Wort sprechen werde. Ich darf gar nicht sagen, wofür ich Sie halte, Sie . . . Mann!“

„Ich will mit Ted sprechen“, stöhnte Mrs. Boulte; aber der Wagen rasselte weiter und Kurrell war allein auf der Straße, roth vor Scham und lachend vor Wuth gegen Mrs. Boulte.

Er wartete, bis Mrs. Vansuythen wieder nach Hause fuhr. Auf Mrs. Boulte brauchte er jetzt keine Rücksicht zu nehmen und so bekam Mrs. Vansuythen diesmal einen noch deutlicheren Begriff von seinem schlechten Charakter.

In der Regel versammelte sich Ganz-Raschima abends auf der Veranda an der Rarkarra-Straße, um Thee zu trinken und die kleinen Ereignisse des Tages zu besprechen. Heute bleiben Major Vansuythen und seine Frau zum ersten Male auf dem gewohnten Platz allein. Mrs. Vansuythen hatte, sehr schlau, ihrem Mann vorgeredet, die Anderen seien nicht ganz wohl. Aber der

liebenswürdige Major ließ sich nicht abhalten, herumzufahren, um die Gesellschaft auszugraben.

„Sie sitzen hier so allein im Zimmer?“ fragte er vorwurfsvoll Boultes. „Das soll man nicht thun. Wir sind doch Alle eine Familie. Sie müssen herauskommen, Sie und Kurrell. Er soll sein Banjo mitbringen“.

So groß ist die Macht ehrlicher Schlichtheit und guter Verbauung über schuldbeladene Gewissen, daß Ganz-Raschima zu dem Banjospiel kam; der Major begrüßte die ganze Gesellschaft mit einem breiten Grinsen. Bei diesem Lachen hob Mrs. Banjuythen für einen Augenblick den Kopf und blickte auf Raschima. Sie wußte Bescheid. Major Banjuythen wußte nichts und würde nichts erfahren. Er war nun einmal der „Außenseiter“ in dieser glücklichen Familie, die in den Dschrei-Bergen gefangen saß.

Sie singen aber heute schrecklich falsch, Kurrell“, sagte der Major gutmüthig; „geben Sie mir mal das Ding!“ Und er sang zum Steinerbarmen, bis die Sterne sichtbar wurden und Raschima zum Diner ging.

Das war der Anfang des neuen Lebens. So war es geworden, weil Mrs. Boulte an jenem Abend ihre Zunge nicht zu zügeln vermocht hatte.

Mrs. Banjuythen hat dem Major nie Etwas erzählt. Da er aber den Verkehr nicht entbehren wollte, war sie gezwungen, ihren Schwur zu brechen und wieder mit Kurrell zu reden. Voll Eifersucht hören Boultes solchen Gesprächen zu; sie mußten ja mindestens höfliches Interesse heucheln. Mrs. Boulte haßt Mrs. Banjuythen, weil sie ihr Leben genommen hat, aber auch, weil Mrs. Banjuythen -- und hier sieht des Weibes Auge schärfer als das des Gatten -- Leben verabscheut. Und Leben weiß jetzt: man kann eine Frau, die man früher geliebt hat, so hassen lernen, daß man sie am Liebsten totprügelte und so für immer zum Schweigen brächte. Außerdem ist er empört darüber, daß Mrs. Boulte ihren Fehler nicht einsehen will. Er geht mit Boulte in aller Freundschaft auf die Tigerjagd. Boulte hat für ihren Verkehr einen Comment erfunden, der ihn befriedigt. „Sie sind ein Schuft“, pflegt er zu Kurrell zu sagen; „und ich habe jede Achtung vor mir verloren. Aber wenn wir Beide zusammen sind, Sie Schuft, dann weiß ich wenigstens, daß Sie nicht bei Mrs. Banjuythen sind oder Emma unglücklich machen.“

Kurrell hört Alles, was Boulte ihm sagt, ruhig an. Manchmal sind sie sogar drei Tage lang zusammen fort; dann schickt der Major regelmäßig seine Frau zu Mrs. Boulte, um ihr Gesellschaft zu leisten. Selbst die wiederholte Versicherung der Frau, daß sie keine Gesellschaft der Welt der ihres Gatten vorziehe, nützt dagegen nicht. Wenn man sieht, wie sie sich an ihn schmiegelt, muß man glauben; daß sie die Wahrheit sagt. Warum auch nicht? ... In solchem Nest, meint der Major, müssen Alle gute Freundschaft halten.

London.

Rudyard Kipling.



## Reichstagswahl.

Der Ausfall der Reichstagswahlen ist ein so wichtiges — nicht etwa Ereigniß, sondern — Symptom, daß er eine kleine geschicht- und staatsphilosophische Notiz rechtfertigt. Er bestätigt drei der Ansichten, die ich vertritt. Die erste bezieht sich auf die Natur der Parteien. Politik ist der gesetzlich geregelte Kampf der Völker, der Religionen, der Konfessionen oder Stände ums Dasein und um die Vorherrschaft. Demnach sind Nationalitäten, Konfessionen, Berufsstände die natürlichen Parteien. Was der konstitutionelle Doktrinarismus für die allein berechtigten politischen Parteien hält, ist nur möglich in Zeiten, wo die alte Staatsverfassung in Frage steht und eine neue hervorwächst, wie es bei uns in der Zeit von 1866 bis etwa 1875 der Fall war, wo sich die Reichsverfassung im Kampf gegen das Altpreußenthum und gegen andere Partikularismen zu bilden und zu befestigen hatte. Von dieser Episode sind wir zur natürlichen und gewöhnlichen Parteibildung zurückgekehrt. Da halten sich denn nur solche Parteien, die eine natürliche Grundlage haben: die der Katholiken, die als politische Partei beisammenbleiben, weil sie ihr Kirchenwesen noch für bedroht halten und die Parität noch nicht erzwungen zu haben glauben; die der Lohnarbeiter, die der ostelbischen Landwirthe, die der Polen. Das Uebrige ist Flug- und Friesand, weiß nicht, wohin es gehört, weil weder die Händler und die Literaten noch die Handwerker und die Staatsbeamten so zahlreich sind, daß sie in einem Wahlkreis die Mehrheit erlangen könnten. Am Uebelsten sind die Großindustriellen und die Grubendirektoren daran, seit ihnen das Klotzgesetz die Beherrschung der Wahlen unmöglich gemacht hat. Ein weiterer Schritt zur Klärung wird gethan sein, wenn bei der nächsten Wahl die Landwirthe Mittel- und Westdeutschlands, die sich bis jetzt nationalliberal genannt haben, auf den lächerlichen Namensfetisch verzichten und mit den ostelbischen Agrariern, die sich konservativ nennen, zu einer Partei verschmelzen. Die zweite Ansicht betrifft die Konfession, die nun einmal in Deutschland eine politische Kraft ersten Ranges ist. Da zeigt denn die Wahl aufs Neue, daß das evangelische Kirchenthum als Volksreligion nur noch beim Landvolk besteht, besonders beim ostelbischen, wo ihm die Verschmelzung mit dem Soldatenwesen, mit der Verehrung des Königs und mit patriotischen Erinnerungen Konsistenz verleiht. Im Uebrigen ist der Protestantismus, sofern er überhaupt Religion ist, die Religion einer geistigen Aristokratie. Das verstädterte Volk ist entweder katholisch oder sozialdemokratisch; es will einen Himmel: entweder den jenseitigen oder den auf Erden. Wenn das evangelische Christenthum noch einmal die Volksreligion Norddeutschlands werden sollte, so müßte von zwei Dingen eins geschehen: entweder die atheistische Gelehrtenwelt müßte sich wieder zum Christenthum bekehren oder das Volk müßte aus ihrem Bannkreis heraus wieder aufs Land geschafft, der Prozeß der Industrialisierung also rückgängig gemacht werden. Drittens endlich tritt klar die Alternative hervor, die ich vor zehn Jahren ausgesprochen habe: vorwärts zum Sozialistenstaat oder rückwärts zum Ständestaat! Schreitet die Industrialisierung fort, besteht also nach zwanzig Jahren die Mehrheit des Volkes aus industriellem Lohnarbeitern und gelingt es, den Centrumsthurm zu sprengen, der jetzt noch den größten Theil



der katholischen Lohnarbeiter von ihren Standesgenossen absperret, so wendet kein Gott die sozialdemokratische Reichstagsmehrheit ab; denn wider die Arithmetik vermögen selbst die Götter nichts. Nun haben wir ja dann immer noch die „Verbündeten Regierungen“ und das Heer; allein das Heer ist Volksheer und ohne das Heer sind die Monarchen Individuen, die nicht mehr Macht haben als jedes gewöhnliche Menschenkind. Selbstverständlich würde die Herrlichkeit des Sozialistenstaates nicht lange dauern. Die Alternative lautet daher genauer: Wollen wir auf dem Umwege über den Sozialistenstaat oder ohne diesen Umweg zum Ständestaat zurück? Unter dem Ständestaat verstehe ich eine herrschende Aristokratie mit monarchischer Spitze und ständischer Vertretung der beherrschten Klassen. Das soll nicht etwa eine gegen unser Reichstagswahlrecht gerichtete Denunziation sein. Im Gegentheil! So lange wir unseren halben und Scheinkonstitutionalismus noch behalten, ist dieses Wahlrecht das beste, weil es allein im Stande ist, die Regierungen über die Bedürfnisse, Rätze, Wünsche und Stimmungen des Volkes genau zu unterrichten, und es war sehr klug von den Verbündeten Regierungen, daß sie durch die neuen Wahlvorschriften dieses vortreffliche Instrument so brauchbar wie möglich gemacht haben. In meinem Ständestaat aber wird dieses Instrument erst seine höchste Vollkommenheit erreichen. Wenn die Volksvertretung keine gesetzgebende Gewalt mehr haben, sondern nur als Auskunftsstelle und Beratherin dienen wird, wenn sich also die Regierungen nicht mehr vor ihr zu fürchten brauchen, sondern nur noch wünschen, von ihr so vollständig und genau wie möglich informiert zu werden, dann werden sie doppelt streng darauf halten, daß jeder Stand, auch der der Lohnarbeiter, nur Männer seines Vertrauens wähle und von keinem Brotherrn und keiner Obrigkeit in der Ausübung seines Wahlrechtes beeinträchtigt und gestört werde.

Außerdem ist der Wahlausfall dadurch interessant, daß er die Bedeutungslosigkeit solcher Parteien und Gruppen dargethan hat, die zwar Jahre lang mehr Ärm verliert haben als manche große Partei, die aber ihr Dasein nur Dem verdanken, was der Engländer a crazy nennt. Das sind zunächst die Landwirtschaftsbündler und die Antisemiten. Dann die Jesuitenfresser. Unbelehrt durch alle Erfahrungen, haben sie auch diesmal wieder dem Centrum nicht unbeträchtliche Dienste geleistet. Ohne ihre stets dienstbereite Dummheit hätte die Brotwucherparole und die Bündleragitation, die einander in diesem Fall in die Hände arbeiteten, dem Centrum ein paar rheinische Wahlkreise abknöpfen können. Endlich die Sakatisten. In Posen haben sie die Polen recht hübsch zusammengehalten, in Rheinland-Westfalen und in Oberschlesien den nationalen Paroxysmus bis zum Stadium der Uebergeschnapptheit gesteigert. Doch sind diese patriotischen Herren nicht so ganz vom Geiste der Schächerin des erfindungsreichen Odysseus verlassen gewesen wie die am Jesuitenkolleer leidenden Frommen und Gottlosen; zwar nicht den Polen, aber dem Centrum haben sie einigen Schaden zugefügt; der Plan, die Polen mit dem Centrum zu brouilliren, ist nicht übel angelegt und durchgeführt worden. Alles in Allem genommen: die Wahlen geben ein richtiges Bild von der politischen und sozialen Lage, bei der die Entwicklung Deutschlands angelangt ist. Die Stichwahlen haben freilich auch diesmal die reinlichen Konturen ein Wenig verwischt.



## Der wahre Ruskin.

Den wahren Ruskin brauchen wir jetzt wirklich, gerade weil das Bedürfnis nach Aufklärung über John Ruskins geschichtliche Stellung und den Kulturwerth seiner Gedanken in Deutschland noch immer zu wachsen scheint. Trotz der vielfach vorhandenen Ruskin-Literatur wären daher neue Versuche, den komplizirten Charakter des berühmten englischen Aesthetikers und Moralisten verstehen und richtig beurtheilen zu lehren, an sich sehr willkommen, auch wenn der Kundige sich sagen muß, daß solcher Versuch nur dem mit allen Seiten des modernen Kulturverlaufes innig vertrauten Psychologen ganz gelingen kann. Heute nun heißen zwei von Frauen verfaßte Schriften Beachtung. Charlotte Broicher (Eugen Diederichs, Leipzig, 1902) sucht die Vielseitigkeit Ruskins in einer Reihe fein ausgeführter Mosaikbilder vorzuführen und verzichtet darauf, in einem Wurf die Einheit des Charakters mit seinen vielfachen und meist ganz unvermittelt hervortretenden einzelnen Aeußerungen und Handlungen darzulegen; dafür macht sie in jedem Bilde von Neuem den Anlauf, zur Wurzel der Persönlichkeit durchzubringen. Die Liebe, mit der sie in ihren großen Gegenstand sich versenkt, ist ungemein sympathisch; und es wird sich lohnen, auf diese Arbeit zurückzukommen, wenn der zweite Band erschienen sein wird. Ganz anders muthet das Buch Mariens von Bunsen an (Leipzig, H. Seemann Nachfolger). Es erzwingt Beachtung, weil es den „wahren“ Ruskin mit sehr deutlicher Zuversicht und ungewöhnlichem Vertrauen zur eigenen Intuition vorzuführen verspricht und gleich im Vorwort ohne Umschweife sagt, in welcher Richtung sich ihre Aufklärungsbemühungen bewegen werden. Denn sie warnt vor der Ueberschätzung Ruskins und hestet an der Stelle, wo sonst die Entwicklungsgeschichte des der Selbständigkeit entgegenreisenden Jünglings gegeben wird, dem Namen des berühmten Mannes stark einschränkende Epitheta an. Sie glaubt, in Deutschland könnten, wenn gedruckte Warnungen Dem nicht entgegenwirkten, sich Leute finden, die Ruskins Ideale zu verwirklichen trachteten, die von Ruskin sich Leben und Lehre bestimmen ließen. Sie beruhige sich: für Utopisten ist im imperialistischen Deutschland weniger als anderswo Platz. Verloren ist noch nichts: kein Stäubchen Kunst, Moral, Philosophie, Wissenschaft; zum Glück aber auch nicht das schöne Gemüthsbedürfnis, das fremde Eigenart und Größe zu verstehen und mit den von ihr geschaffenen Werthen die eigene Kultur zu bereichern strebt. Prüfen wir also.

Die Werthe bestehen in Gelehrtem und Gelebtem. Das Gelehrte ist, im Original und in Uebersetzungen, heute Jedermann zugänglich. Aber um

sie ganz zu verstehen und ihren Einfluß ganz zu würdigen, muß man das Leben ihres Verfassers genau kennen. Ruskin war Kunstrichter, Moralist, Kulturkritiker, Sozialökonom, Gesellschaftsreformer, Prophet in einer Person. Erst nach einander, dann zugleich. Eine Eigenschaft trieb die andere hervor. Nicht Lust an der Sensation, nicht Eitelkeit, nicht der unruhig dilettantische, aus produktiver Schwäche geborene Trieb, sich auf irgendwelchem Gebiet Ansehen und Geltung zu verschaffen, hat ihn veranlaßt, scheinbar so widerstrebende Funktionen zu üben; sondern innerer Zwang und Drang. Als er die Kunstkritik, die eigene Produktion und die ästhetische Forschung gegen die Sozialpolitik vertauschte, warnten und widerriethen besserwissende Freunde: die sei nicht sein Fach; in jener sei er heimisch. Ruskin aber fühlte: Mensch sein ist kein Fach. Fühlte und handelte danach. Er war mit vierundzwanzig Jahren Kunstpapst: der erste Band der *Modernen Maler* (1843) hatte ihn berühmt gemacht. Die angesehensten Kritiker jener Tage, Allen voran der geschätzteste: Sidney Smith, stellten sich vor dieser bahnbrechenden Gewalt der Rede und der Anschauung bescheiden in den zweiten Rang. Der beneidenswerthe Jüngling schien zur gesättigten Existenz vorherbestimmt: neben dem Genie besaß er Millionen. Er hatte die denkbar besten Beziehungen zur Kunst- und Schriftstellerwelt. Turner, dem er durch sein Buch den Weg zur öffentlichen Anerkennung gebahnt hatte, nannte sich seinen Freund. Daneben besaß er die Macht des Gestalters; seine Phantasie war kein bloßer Vorstellungsbefiz. Von Kindesbeinen an war er wie der einfachste, auf Brotverdienenden angewiesene Junftmensch gebrüllt worden. Duzende seiner Kunsturtheile kann man absurd, andere absonderlich, verzerrt, grotesk finden; man darf an der zwecklosen Häufung von Bibelcitate in aestheticis Anstoß nehmen (Herman Grimm konnte sie ihm nie verzeihen) und wird die fortwährenden Seitensprünge auf alle möglichen Gebiete als Qual empfinden; aber kaum je ist ein Wort bloß nachgesprochen, nachempfunden oder durch irgendwelche Autorität suggerirt. Keins hat blinde Fenster; es eröffnet fast immer den Blick auf neue Seiten des Natur- und Kulturlebens und hält, selbst in der grünsten Zeit Ruskins, in der Periode mächtigster Gährung, wo die nach harmonischem Ausgleich dürstende Seele des Zwanzigjährigen sich schöpferisch (als Maler, Zeichner und Poet) und kritisch zugleich verausgabte, den Blick des Lesers stets gespannt auf Dinge, die jenseits vom bloßen Aesthetenthum liegen. Nie ist darum ein Pamphlet zu Gunsten eines Kunstgenius wirklicher gewesen als „Turner und die Alten“, wie die „*Modernen Maler*“ ursprünglich hießen; denn es bedeutete einen Bruch mit der kritischen Impotenz und erwies sich sofort als produktiv. Daß ein Jüngling Solches vermochte, der tastend selbst noch seinen Weg zur abgerundeten, auf festgefügte Prinzipien gegründeten Kunstanschauung suchte, machte die Leistung um so

erstaunlicher; und wenn ich heute nachprüfend das jugendlich überschwängliche, weitschweifige, architekturlose Buch durchblättere, werde ich schwerlich auf den Gedanken kommen, die krausen Rebel disparater Gedanken, die den kritisch-ästhetischen Kern des Buches fast verhüllen, als irgendwie endgiltig zu betrachten, sondern werde, neben den unsterblichen Naturschilderungen, den Anschauungen mein Augenmerk schenken, die der Sprudelkopf in sein späteres Leben mit hinübernahm. Ruskin selbst wehrte sich gegen den Neudruck des Erstlingswerkes, Fräulein von Bunsen aber meint, alle seine ästhetischen Grundgedanken fände man schon hier. Eine um so erstaunlichere Entdeckung, als sie doch auch von seinen zahlreichen „Befehrungen“ zu berichten weiß. Freilich in dem alleräußerlichsten Sinn des Wortes, indem sie an die durch irgend eine „zufällige“ Erfahrungbereicherung oder sonst ein „zufälliges“ Ereigniß veranlaßte Revision der bisher bekannten Ueberzeugungen denkt. An die von der individuellen Organisation abhängende Fähigkeit, die irgendwie von außen gegebenen Eindrücke zu nutzen, sie zu Erlebnissen zu gestalten, hat sie die Betrachtung von Ruskins an inneren Wandlungen so reichem Leben nicht gemahnt. Dadurch wird ihre Darstellung zu einer höchst ärglichen Fälschung des wahren Sachverhaltes. Befehrungen („Ueberwindungen“ nennt sie Nietzsche) nennt man gewöhnlich Etappen in der Entwicklungsgeschichte eines bedeutenden Geistes; sie sind im Grunde nichts als eine Stufenfolge revidirter Ueberzeugungen, deren jede, bei wachsendem Reichthum der Erfahrungen und der gesteigerten Kraft, ihre Widersprüche begrifflich zu überwinden, die vorhergehende scheinbar entwurzelt, in Wahrheit aber nur erweitert und beziehungsreicher macht. So bilden sich um den Lebenskern des Charakters, den man Persönlichkeit nennt und von dem die Reaktion auf die persönliche und unpersönliche Umgebung ausgeht, immer neue Bündel zusammenhängender Anschauungen, gleichwie konzentrische Kreise, und die Darstellung einer großen Persönlichkeit mit stark verzweigter Lebenswurzel ist die Darstellung dieser konzentrischen Kreise. An diesem Maßstab gemessen, ist die Leistung des Fräuleins von Bunsen betäubend. Was auf und aus einander folgt, wird perspektivisch in eine Linie gerückt, so daß, was Folge unerhört großer Eindrucksfähigkeit und eines nie gedemüthigten Wahrheitsbedürfnisses war, als Produkt der Unklarheit, der Enge, der begrifflichen Impotenz hingestellt wird: ein so abseits liegender Schluß, daß er dem Scharfsinn der namhaftesten Ruskinbeurtheiler, von Taine und Milford herab zu Garrison, Robertson und Robert de la Sizeranne, entgehen mußte. Haben solche Naturen keine ganz persönlichen Idiosynkrasien, so sähet ihre Reizbarkeit, ihre Empfänglichkeit für äußere Reize zur Launenhaftigkeit und Schwäche; besitzen sie aber eine individuell ausgeprägte und jene eigenartige, für ihre Denk- und Fühlweise so charakteristische Blickrichtung, so haben sie — zwar

noch immer kein System: an dieser Verengung und Fälschung der Natur hindert sie ihre Impressionsfähigkeit; wohl aber — eine Weltanschauung, die sich fragmentarisch in Tausenden von Aphorismen spiegelt. So hatte, dünkt mich, Plato selbst weniger ein System als eine Weltanschauung. In der Ideenlehre streiten vieldeutige Begriffsbestimmungen resultatlos mit einander; im Politischen schwankt er hin und her (die „Republik“ und die „Gesetze“ könnten verschiedene Verfasser haben). Was aber Platonismus sei, läßt sich fühlen und klar machen. Plato muß Nervenschmerz mit starkem Trieb- und Gefühlleben gewesen sein. Konsequente Systembildner sind anders beschaffen. Ich könnte, zum Vergleich, auf Aristoteles und Spinoza und dann wieder auf Schopenhauer und Nietzsche weisen. Man wird begreifen, daß eine Natur wie die Ruskins sich in tausend Widersprüche verstricken mußte. Was verschlägt? Durch allen Begriffsnebel dringt siegreich seine ganz unvermeidlich und unverkennbar persönliche Art, zu sehen, künstlerisch zu gestalten und zu empfinden, moralisch zu urtheilen, zu wollen und zu handeln. Ein Mensch, nicht geschaffen, frühzeitig und unzweideutig sein letztes Wort zu sagen: auf das letzte folgte meist noch ein allerletztes. Aber zahllose feingeschliffene Aphorismen bligen mit ihren unnachahmlichen Accenten selbst aus dem toten Gestein dieser ersten Schriften, aus dem Schutt ihrer verblühten und überflüssig gewordenen Erörterungen, schlagen die Brücke zu den „Sieben Leuchten der Architektur“, den „Steinen von Venedig“ und bahnen den vielen Bekenntnißbüchern, dem rührend mißglückten Versuch, nach dem Bekenntniß zu leben und Andere leben zu lehren, den Weg. Diese ganze Entwicklung vom Aestheten zum Propheten ist heute, wo das Unmittelbare und Aufregende ihrer <sup>ihres</sup> Wirkung längst geschwunden ist, als Hauptstache von Ruskins Lebenswerk zu betrachten. Sie zeigt, wie bis zum Erscheinungsjahr von Unto This Last (1860; Ruskin ist 1819 geboren) Aesthetenthum und Menschenthum in Ruskin sich die Wage halten, dann aber die rein menschlichen Interessen mit zunehmenden Jahren und abnehmender Künstlereitelkeit die Oberhand gewinnen und die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangt, daß nicht von der Krone (dem schönen Schein), sondern von unten, vom Oekonomischen und Moralischen her, das Gesellschaftswesen umgestaltet werden könne. Und bis auf einige Aestheten und verärgerte Künstler stimmen alle berufenen Beurtheiler Ruskins, trotz großer Verschiedenheit ihrer Schätzung, darin überein, in ihm einen Eigenen, eine aus dem Persönlichen und sachlich Beschränkten hinausstrebende, leidenschaftlich in die Weite wirkende Natur zu sehen. Längst bevor er starb (im Januar 1900), war dieses Urtheil allgemein gültig; weder das Scheitern seiner sozialen Experimente (St. Georgs Gilde) noch seine vielen Exzentricitäten noch die Einseitigkeiten seiner ästhetischen Grundanschauungen (Ueberschätzung der Gothik, Unterschätzung der Renaissance) haben

es zu erschüttern vermocht. Und kein noch so vollständiges Inventar von Ruskins logischen Entgeisungen und Widersprüchen wird je den Werth seines Lebenswerkes mindern.

Anderß Marie von Bunsen. Ihr „Buch“ besteht aus Exzerpten, die bald mit einem Plus-, bald mit einem Minuszeichen versehen werden, um zu zeigen, daß Ruskin manchmal das Glück gehabt hat, Dinge zu sagen und zu thun, die der metakritischen Verfasserin Billigung finden, öfters jedoch sich als Dilettanten oder als weniger zuverlässigen Berather als dieser oder jener gelehrte Professor erwiesen habe. So wird, ohne den geringsten Versuch, mit Hilfe der Personalakten und der Zeitgeschichte ein organisches Lebensbild herzustellen, vor dem Leser ein Notizenkram ausgebreitet, der, selbst wenn er vollständig wäre (er ist es nicht!), ohnmächtig ist, an diesen starken Befruchter einer reichen Zeit heranzuführen. Daher bleiben auch ihre stärksten Vorwürfe wirkungslos. Er habe die Renaissance nicht gemocht. Antwort: Nur im Allgemeinen nicht, so weit nämlich die mit ihr verknüpfte Denk- und Kunstrichtung in Betracht kommt. Denn er glaubte, nachweisen zu können, daß sie zum Aesthetenthum, zur Künstelei, zum Schaffen im luftleeren Raum führen mußte; im Norden sei sie stets ein fremder Import gewesen, dessen Einbürgerung Rassencharakter, nationale Tradition und klimatische Verhältnisse, wehrten. Neben dem Gemeinsamen, das er deutlicher fühlte als erkannte, sah Ruskin das Trennende in den ästhetischen und moralischen Werthen; daher galt seine, des Nordländers, ganze Liebe der Gothik, die er freilich nicht als engen kunstgeschichtlichen Begriff, sondern als allgemeinste Bezeichnung germanischen Temperamentes und Wesens verwerthete. Er habe an Raffael, Leonardo, Michelangelo gemäkelt. Antwort: Nicht, weil er ihr Verdienst verkannt hätte. Gegen solche Unterstellung zeugen die markantesten Stellen der markantesten Schriften. Sondern, weil er sah, daß nur diese Giganten die „hieb- und stichfeste Rüstung der Renaissance“ zu tragen vermochten (den vergötterten Titian, Veronese und Tintoretto gesellte er ihnen bei; 1859 sagt er: „Sie Alle haben ihre unvergleichlichen Gaben“); daß Andere, Kleinere als sie kläglich unter ihrer Last zusammengebrochen und fade Abschreiber und Kopisten geworden sind. Kennt übrigens die Kritikerin die schöne Stelle in „Die zwei Pfade“, wo Ruskin von Prout spricht und sagt, wie solche bodenständigen Talente, in die zeitlose Kunst der Akademien verschlagen, blutleer werden und verkümmern müssen? . . . (Dieses wichtige Werk vermissen ich unter ihren Literaturangaben.) Selbst die von ihr aus dem Zusammenhang gerissenen, als nur so beiläufig richtig behandelten Citate genügen, um über den Zusammenhang ruskinischer Kunstanschauung aufzuklären: „Das Eine, das noththut, ist nicht: das selbe Ideal zu erfinden, sondern: die gleiche Wirklichkeit zu sehen.“ „Heutzutage bestrebt sich Jeder,

eine falsche Empfindung auszudrücken, eine, die nicht ihm, sondern der Vergangenheit und anders gearteten Menschen zulam.“ „Alle Künstler, die die Eigenart anderer Zeiten und Völker annahmen oder von diesen sich beeinflussen ließen, gehören allein schon durch diesen Umstand, wie groß auch ursprünglich ihre Begabung gewesen ist, in eine untergeordnete Klasse.“ Darum ist die einzige historische Malerei, die Ruskin gelten ließ, die „Portraittirung unserer Mitmenschen und unserer Zeit.“ Darum war Ruskin prinzipiell gegen jede Restauration. Und wenn er der heutigen Architektur die Anknüpfung an frühgothische und romanische Formen empfahl, so meint er nicht gedankenlose Uebertragung, sondern Belebung nie erforderner nationaler Tradition. In den „Steinen von Venedig“ wollte er, wie Goethe in seiner Jugendzeit, vor Allem die Ehre dieser Tradition retten: als er dieses Hohe Lied der Gothik schrieb (1851), wurde sie noch von den einflussreichsten Geistern Europas als „barbarisch“ weit unter die Renaissance gestellt; nur erweiterte sich unter seinen Händen der Architekturbegriff in einen Kulturbegriff; was nicht all seine Leser begriffen zu haben scheinen. Diesem Centralgedanken ist er nie untreu geworden, auch nicht, als er die Präraffaeliten Rosetti, Holman Hunt, Madox Brown, Millais, Collins, später Burne-Jones gegen die kurzfristige Tageskritik in Schutz nahm. Was Marie von Bunsen darüber schreibt, strotzt von Unrichtigkeiten; es würde, wenn richtig, allerdings die Konsequenz ruskinischen Kunstempfindens bloßstellen. 1851 schrieb er das Pamphlet „Präraffaelitismus.“ 1854 richtete er seine sensationellen „Briefe an die Times“ über die hauptsächlich präraffaelitischen Bilder der Ausstellung“. Sie enthielten die heftigsten Ausfälle gegen die vom Times-

...ismus  
 Millais'  
 erweisen-  
 und die  
 Meister  
 solchen  
 ie ganze  
 scheinlich  
 vermann  
 n Stils  
 zaghaft  
 ber „die  
 n Hunt  
 ebenden,  
 krankhaft  
 en heim-

...  
 ...verwimmelte klassizistische Asterkünst, gegen den Pseudo-Ido-  
 jener Tage und priesen Hunts „Die zwei Edelleute von Verona“ und  
 „Rückkehr der Taube“. An ihnen fand er treues Naturstudium, g  
 hafte Technik, freilich auch die Poësie der Auffassung zu rühmen.  
 Begeisterung dieser „präraffaelitischen Brüder“ für die religiösen  
 des Quattrocento berührte eine sympathetische Seite in ihm. In  
 Leistungen erkannte er einen Fortschritt, aber er war weit entfernt, d  
 Brüderschaft unkritisch in den Kauf zu nehmen. In einer wahrs  
 1852 geschriebenen Fußnote der „Steine“ wird der heute von Jeb  
 „groß“ genannte G. F. Watts der einzige englische Maler große  
 unter den Lebenden genannt; Rosetti und Millais werden nur sehr  
 mit ihm in Vergleich gestellt. In einem 1859 in Manchester ab  
 Einheit der Kunst“ gehaltenen Vortrag nennt er den alten Holma  
 den einzig sichereren Berather des angehenden Künstlers unter den  
 „denn die Präraffaeliten sind sämmtlich mehr oder minder von k  
 erbhüter Elftase befallen und von allerlei morbiden Gemüthsaffektione

gesucht.“ Marie von Bunsen aber verkündet, daß Ruskin, der auf die Präraffaeliten erst durch die Schimpfereien des Times-Kritikers aufmerksam geworden war, von dem „heilsamen Einfluß“ dieser „Lieblingskinder“ die Erneuerung der englischen Kunst erhoffte. Sie ist oft nicht glücklicher in dem undankbaren und ziemlich belanglosen Geschäft, dem Manne Irrthümer und ästhetische Unbegreiflichkeiten anzukreiden. Dieser Herold des Impressionisten Turner, dieser Apostel nordischer Charakterkunst soll für die Portraittkunst kein Organ gehabt haben. Weiß sie nicht, daß in seinen besten Jahren Sir Josuah Reynolds und Velasquez seine Herzenskinder gewesen sind?

Ich breche ab. Auf Unrichtigkeiten wäre kein Nachdruck zu legen, wenn die Richterin den Grund klar zu machen wüßte, weshalb auf Ruskins Heiligenkalender die Namen oft wechselten. Der Leser wird begreifen, daß anders das aus Sonnenlicht und tiefstem Dunkel gewirkte Leben des Begeisterten nicht begreiflich zu machen ist. Sind einmal die Scheuklappen beschrieben, die Ruskins Blickrichtung bestimmten, so wird von selbst verständlich, daß er zum Verherrlicher des nordischen Impressionismus, zum Apostel Turners, zum Fürsprecher der Heimathkunst, zum Neuentdecker der Gothik, zum ungerecht übertreibenden Kritiker der Renaissance werden mußte, wie durch seine Anregungen, mehr indirekt als direkt, die englische Profan- und Kirchenarchitektur beeinflusst und das englische Kunstgewerbe gefördert werden konnte. Aber auch, wie dieser Mann, der stets nach reinmenschlicher Läuterung rang, in einen mehr gefühlten als klar begriffenen Gegensatz zu dem sozialen und sittlichen Leben seiner Zeit gerathen und in Prophetenbahnen gedrängt werden mußte. Was er hier, auf dem sozialen Gebiet, geleistet hat, darüber läßt sich kurz kaum reden; doch der Umstand, daß er seine Utopien lebte, daß er keine Salonkritik trieb, sondern mit Gut und Blut seine Ueberzeugungen durchsetzen wollte, machte ihn für die Gutwilligen, aber Vielzuschwachen zu einem verlockenden Beispiel. Einem solchem Manne gegenüber, der eine mächtig kreisende Welt in sich trug, vorwerfend von Dilettantismus zu sprechen, grenzt an Unverstand. Daß er als Aesthetiker kein alles Geschriebene gewissenhaft registrierender Professor gewesen ist, war sein und unser Glück: ein schöpferisch veranlagter Mensch kann Das einfach nicht. Ruskin gehörte — unvergleichlich mehr als Julian Schmidt, von dem auf literarischem Gebiet Wilhelm Scherer Gleiches rühmte — zu den Naturen, für die die traditionellen Kunst- und Literatururtheile einfach nicht vorhanden zu sein brauchen: sie schaffen sich ihre Werthe aus sicherem Instinkt. Und daß Ruskin als Sozialökonom von Lehrbüchern nur die des Adam Smith und (was die Richterin übersteht) John Stuart Mills, für ihn die Hauptadvokaten des Kommerzialisismus aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, nannte und wahrscheinlich nur sie kannte, ist so lange nicht geeignet, seinen Werth herab-



zusehen, wie nicht nachgewiesen ist, daß, um Geschichte zu machen, man unbedingt einen Zettelkasten haben müsse. Martin Luther galt den Erasmusgläubigen als Dilettant und Goethes Morphologie wurde von den Kunstmenschen (wozu in diesem Einzelfall auch der geniale Blumenbach gehörte) als Dilettantenarbeit in Verruß gebracht. Ueber den Dilettantismus sagt Schiller in den Entwürfen zu einer in Gemeinschaft mit Goethe geplanten Schrift: „Weil der Dilettant seinen Beruf zum Selbstproduziren erst aus den Wirkungen der Kunstwerke auf sich empfängt, so verwechselt er diese Wirkungen mit den objektiven Ursachen und Motiven und meint nun, den Empfindungszustand, in den er versetzt ist, auch produktiv und praktisch zu machen, wie wenn er mit dem Geruch einer Blume die Blume selbst hervorzubringen vermöchte. Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetischen Organisationen, welche aber den ganzen Aufwand der ganzen Kunst selbst voraussetzt, sieht der Dilettant als das Wesen an und will damit selbst hervorbringen.“ Ruskins ganzes Leben zeugt von direkter, auf fast allen von ihm angebauten Gebieten unvermittelter Beziehung zu Natur und Leben. Er bleibt daher interessant, auch wo er irrte; und war groß, wo die Persönlichkeit ausreichte, den Stoff zu gestalten. Das heißt: vor Allem als Schriftsteller. Seinem Ausdrucksvermögen, der plastischen Kraft seiner Worte scheinen Grenzen kaum gesetzt. Rein gemachter, kein gewollter: ein gemusterter Stil. Ein von hellsten Sinnen diktirter und der glühenden Leidenschaft eines überschwänglichen Herzens gefärbter Stil. Der alternde Goethe sagte einmal: „Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzelnen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Festigkeit auch etwas Bergschutt mitführen: er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.“ Wer Poesie und leidenschaftliche Rede liebt, wird in Ruskin seinen Meister finden. Dr. Samuel Saenger\*).

\*) Unter dem Titel „John Ruskin, sein Leben und Lebenswert“ hat Herr Dr. Saenger (bei Heitz in Straßburg) ein kleines, feines Buch herausgegeben, das den Soziologen und den Kunstkritiker Ruskin kennen und lieben lehrt und das hier mit gutem Gewissen zur Einführung in die Gedankenwelt des Schottenproffen empfohlen werden kann. Die deutsche Ausgabe der Werke Ruskins ist im Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen.



## Die Börse im Reichstag.

Endlich wieder mal ein paar Groschen Courtage verdient. Uff! Auf seine alten Tage spürt man die Strapaze doch in den Knochen. So drei Stunden herumstehen, krücken und Staub schlucken: glücklich, Psi, macht Das nicht. Da heißt es immer, wir 'schäfen' nichts, hätten eigentlich auch nichts zu thun und 'scheffelten' das Gold nur so. Früher stimmte die Beschreibung ja manchmal; jetzt aber zehrt man vom alten Ruhm und muß sich dabei noch immer die vergangenen besseren Tage vorwerfen lassen. Aber vielleicht ist's ganz gut, daß es ist, wie es ist; nächstens werden wir ja doch Alle Staatspensionäre. Die einundachtzig Rothgen im Wallotbräu werden uns schon mit Extrazug in den Zukunftsstaat spediren. Zwar sagt Rosses Tageblatt, die meisten sozialdemokratischen Stimmen kämen von Mittläufern, und in einem Flugblatt für Kaempf, das freisinnige Zettelträger mir in der Behrenstraße auf die Treppe warfen, las ich, im ersten Wahlkreis habe die Sozialdemokratie überhaupt nur tausend Anhänger. Schade, daß Wosse und Kaempf gestern abends nicht in Scherls Depeschendube gegangen sind. Jede Melbung eines sozialdemokratischen Sieges wurde Unter den Linden mit Jubel von der Menge begrüßt. Menge? Börse war auch dabei. Wurde aber mal ein Zettel mit einem Freisinnserfolg herausgehängt, dann blieb Alles still. Wir sind reif für den Zukunftsstaat. Gleich im Winter wirds wohl losgehen. Was nützt uns da der Kaempf und der Dove? Das Börsengesetz und die Börsensteuer kriegen wir doch nicht wieder vom Hals."

"Na, man nicht gleich wieder so klau, Sie Miesmacher! Mit dem Zukunftsstaat hats noch gute Wege. Die Rothgen sind schließlich ganz vernünftige Menschen; was sie so in den Versammlungen gesagt haben, hatte wenigstens Hand und Fuß. Daß viele Börsianer, wie die Portiers, im sicheren Kloset für Genossen gestimmt haben, glaube ich freilich auch. Im Thiergartenhof hatten sie ja diesmal wieder zwei Versammlungen. Das ganze Hansaviertel war wild; ich sage Ihnen: da konnte man Abendbörse halten! Ausdrücklich hieß es übrigens immer, der Zukunftsstaat könne erst anfangen, wenn die kapitalistische Gesellschaft sich ausgelebt habe. Also! Haben wir uns etwa schon ausgelebt? Seit 96 haben wir immer die Beche bezahlt; ein Geschäft nach dem anderen ist uns genommen worden; Pleite hat man uns gemacht. Und Singer hat fast eben so schön wie der selige Siemens gegen das Verbot des Terminhandels geredet. Der rotze Paul kennt eben die Sache. Und moralisch sind die Sozialdemokraten. Das kann Keiner ihnen bestreiten. Lang und breit hat Bebel gegen das den Chinesen angethane Unrecht gesprochen; na, und weniger als die Russis sind wir doch am Ende nicht werth. Daß man Geschäfte macht, den Rebbach einstreicht und schließlich den Verlust dem Bankier nicht bezahlt; solche Ruppigkeit kommt selbst in China nicht vor. Glauben Sie denn, so ein Rothgen hielte es für anständig, seine Schulden nicht zu bezahlen? Ree: solche Gesetze fabriziren Die nicht."

"Schön. Aber die einundachtzig Sozialdemokraten sind doch noch keine Majorität, auch mit den paar Freisinnigen nicht; wieder ziehen sehr viele Abgeordnete ein, die mit Wonne gegen die Börse lostoben. Seit Siemens tot ist, haben wir auch oben kein Ohr mehr. Und nun ist noch der Schrader gepurzelt.

Der hatte die feinen Lantiemen von der Deutschen Bank und der Anatolischen Bahn und wußte, daß die Börse ihren Mann nähren kann. Auch Broemel ist auf der Strecke geblieben. Er war zwar nur im Aufsichtsrath von Papenhofen und von Rüllers Gummifabrik, aber er verstand schließlich was von der Sache. Büsing (Aufsichtsrath der Deutschen Bank) ist auch von der Bildfläche verschwunden. Der hart am Ziel gestolperte Barth fand wohl, sehr anständig, unmittelbare finanzielle Betheiligung schickte sich nicht für einen Politiker. Fast zu anständig. Aber in langer Freundschaft mit Siemens und Bamberger selig hatte er Bankinteressen und Börsenorgen wenigstens kennen gelernt."

„Wenns blos darauf anläme! So dick wie Schrader hats ja nicht Jeber. Der Mann steckt eigentlich ein Bißchen zu tief in Aktiengesellschaften; außer den ganz großen noch Schantung-Eisenbahn, Braunschweiger Straßenbahn, Allgemeine Lokal- und Straßenbahn, Bank für Bergbau und Industrie; Elektrische Licht- und Krastanlagen, Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen, Halberstadt-Blankenburger, Lübeck-Büchener-Eisenbahn und Bank für orientalische Bahnen. Ein hübscher Haufe Lantiemen; dafür kann sich Einer schon ins Zeug legen. Von der Sorte sind aber noch immer genug drin. Nicht umsonst haben wir uns für Raempff so angestrengt. Als Präsident des Ältesten-Kollegiums ist er ja verpflichtet, uns die Stange zu halten. Er sitzt auch noch immer im Aufsichtsrath der Bank für Handel und Industrie, der Amsterdamer Bank, der Banca Commerciale in Mailand, der reorganisirten Pommerischen Hypothekensbank, der Süddeutschen Bodenkreditbank, der Süddeutschen Immobilien-Gesellschaft, der Württembergischen Bankanstalt, der Terraingesellschaft Carl Wipleben in Charlottenburg und so weiter mit Grazie. Gothein gehört zur ober-schlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft und sogar der als Wildliberaler freisirte Welfe Kurt von Damm, der in Braunschweig über den Sozialdemokraten Calwer gesiegt hat, sitzt in allerlei Aktiengesellschaften. Mit der Lupe wird man wahrscheinlich noch eine ganze Menge solcher Leute finden. Das ist aber Nebensache. Sehen Sie doch nur den biederen Kardorff an! Der hat sich, weiß Gott, oft genug die Fingerringe vergolbet, sitzt noch heute gemächlich in der Schlesischen Zinkhütte, läßt sich ruhig wegen der miserablen Arbeitslöhne schimpfen, steckt die Lantieme ein und donnert dabei gegen die Börse, daß es nur so kracht. Gerade wie sein Freund Gamp, der sich erst neulich in den Aufsichtsrath einer chemischen Fabrik wählen ließ. Nein: die Sozialisten sind im Grunde wirklich die einzigen, auf die wir uns verlassen können. Ist denn, bei Licht besehen, auf den ganzen Freisinn ein Verlaß? Raempff und Dove haben sie uns beschert. Die könnten aber mit Engelszungen reden: mehr als zwei Stimmen haben sie schließlich doch nicht; und die beiden Stimmen sind theuer genug bezahlt. Ueberall hat der Freisinn beider Sorten im Lande die Konservativen unterstützt. In Waagen haben sie sogar einem Antisemiten in den Reichstag verholpen. Wahrscheinlich ist auch der kasseler Antisemit mit freisinniger Hilfe gewählt. Zwanzig Stimmen gegen die Börsenreform sind auf diesem Wege herangeschafft worden. Und trotz Alledem: die Lage ist im Ganzen doch günstiger. Die Nationalliberalen machen uns den Kohl fett. Ein Segen, daß Hasse gefallen ist. Heiligenstadt ist auch nicht mehr der Börsengegner, der er früher war. Reißt er den Mund allzu weit auf, dann wird man ihm schon nachrechnen, wie gerade seine Centralgenossenschafts-

lasse durch billige Darlehen die Spekulation gefördert hat. Nein, Freunden: ein Bißchen Börsenreform giebt's auf alle Fälle."

"Aber die Börsensteuer bleibt; und sie ist für uns Proletarier der Burgstraße das Schlimmste. So lange der hohe Stempel besteht, ist an den Schwankungen überhaupt nichts mehr zu verdienen. Und den Stempel werden die Sozis nicht abschaffen. Wenigstens zweifle ich daran. Eigentlich müßten sie ja; eine Umsatzsteuer, die den Verkehr erschwert!"

"Sicher. Die glauben aber, uns schade es nicht, wenn wir bezahlen. Wir sind 'leistungsfähige Schultern'. Rebhüh! Wollen wir aber auf einen Reichstag warten, der uns von diesem Elend befreit? Eher erleben wir womöglich noch, daß Lombarden wieder Dividende zahlen. Da ist nichts zu machen. Direkte Steuern sind unbeliebt; würden sie erhöht, so müßte Jeder — Gott behüte! — bezahlen, was er verzehrt, und könnte für seinen Profit nicht mehr Andere bluten lassen. Die Roth'en schreien ja alle Tage: Reichseinkommensteuer, Reichsvermögenssteuer, Reichserbschaftsteuer! Dann kommt die Kölnische und jammert, man wolle das Kapital konfiszieren. Also bleibt's eben bei den indirekten Steuern und Allem, was ihnen ähnlich sieht. Braucht man 300 Millionen Steuern, dann preßt man schnell noch der Börse 3 Millionen ab, um sagen zu dürfen, das Geld sei den Reichen genommen worden."

"Der langen Rede kurzer Sinn wäre also: Alles bleibt beim Alten. Kleine Reparaturen am Börsengesetz; weiter nichts. Ein wahres Glück wenigstens, daß wir Handelsverträge bekommen. Die sind ja sicher, seit Dertel, Hahn und Roefide abgewimmelt sind."

"Sie reden genau wie alle Börsenleute. Laura wurde heute auf 220 getrieben. Die Parole hieß: 'Langfristige Handelsverträge, da Dertel und Genossen drauhen sind.' Gewiß kriegen wir Verträge. Aber was für welche? Posa hat selbst erklärt: Mit dem Zolltarif sind vernünftige Verträge nicht zu machen. Alle wichtigen Sätze sind ja auch gebunden und wir haben dem Ausland kein Äquivalent zu bieten. Der vorige Reichstag hätte solchen Verträgen nicht zugestimmt; ein Theil der Konservativen, die unter Aufsicht des Landbundesrabbinates stehen, hätte gegen jeden Vertrag gestimmt. Bülow wäre, um eine Mehrheit zu erreichen, deshalb genöthigt gewesen, sich auf die Sozialdemokraten zu stützen, die schlechte Verträge nicht angenommen hätten. Also wären gute zu Stande gekommen. Wozu hat denn das Zolltarifgesetz seinen Paragraphen 16? Danach tritt die ganze Geschichte erst durch kaiserliche Verordnung in Kraft. Und diese Verordnung wäre eben ausgeblieben: man hätte auf Grund des alten Tarifed Verträge geschlossen. Jetzt? Naßzeit! Jetzt kann Bülow jeden Vertrag vorlegen, weil 'Dertel und Genossen drauhen sind.' Die mittlere Linie herrscht. Man hat auf der Rechten eine Majorität für Handelsverträge. Aber der neue Tarif muß rechtskräftig werden; sonst thun die Kardörckler nicht mit. Das ist Eugen Richter zu verdanken."

"Also: es lebe der sozialistische Zukunftsstaat! Mensch, Sie sind meschugge!"

"Ja? An Sie! Meschugge ist heute Trumpf!"

Plutus.



## Notizbuch.

Seit zehn Jahren wird nach jeder Reichstagswahl der derbe Leib des Herrn Eugen Richter mit scharfem Schächtmesser bedroht. Der Mann, der anderthalb Jahrzehnte lang in allen Bezirksvereinen, allen liberalen Blättern der „sturmerprobte Führer“, der „große Volksmann“ hieß und dem an der Fünzigerschwelle dankbarer Bürgerstimm mit einer Nationalspende nahe, soll nun den Niedergang der Freisinnigen Partei verschuldet haben; er ganz allein. „Unfruchtbare Rörgelei“; „Standpunkt des engherzigsten Philistertbumes“; „Schenkklappen, die jede Erkenntniß veränderter Umstände hindern“; „völliger Mangel an taktischer Geschicklichkeit“: Das und noch Schlimmeres wird ihm täglich von den Hauptorganen des — Du lieber Himmel! — „entschiedenen“ Liberalismus vorgeworfen. So wars 1893, wo der Freisinn von siebenundsechzig Mandaten aus der ersten Wahltschlacht ein einziges heimtrug, 98, wo Volkspartei und Vereinigung ihre paar Reichstagsitze erst in der Stichwahl, dank der von Feindes Gnaden gewährten Hilfe, erringen konnten, und so ist's jetzt wieder. Freisinnige Vereinigung, Freisinnige und Süddeutsche Volkspartei haben aus eigener Kraft diesmal nicht einziges Mandat zu erobern vermocht; als dann zum Sammeln geblasen und der rothen Rotte der Heilige Krieg erklärt ward, wurden den drei Häuflein siebenunddreißig Sitzgelegenheiten eingeräumt: die meisten (zweiundzwanzig) dem von Richter geführten. Folgten die Herren Barth, Weyer, Hausmann Eugens Befehl? Wachten sie auch nur im Kampf um den Zolltarif seine Taktik mit? Rein. Und dennoch ist ihre Niederlage noch ärger als seine. Thut nichts: von allen Seiten wird Richters wellkendes Fett von Schächtmessern bedräut. Aus allen berliner Freisinnblättern schallen Scheltreden wider ihn; sogar die in Unehren alternde Tante Böh, die den Tribunen schonen mußte, so lange ein Sohn des Hauses Lessing volksparteilicher Abgeordneter war, rückt nun sacht von ihm ab. Und das Ketteste: der Grimme von Hagen, der auf Stoeckers und Ahlwards Haupter so harte Streiche niederhauen ließ, wird jetzt als ein heimlicher Antisemit verdächtigt. Die Börse traut ihm so wenig, daß sie einen stattlichen Stimmzettelhaufen für die Sozialdemokraten abgab und selbst ihren Kampf nur lau unterstützte. Und im „Generalanzeiger für die gesammten Interessen des Judenthumes“ las man: „In jüdischen Kreisen hatte man früher das größte Vertrauen zu der Freisinnigen Volkspartei. Die jüdischen Wähler haben dieser Partei nicht unwesentliche Dienste geleistet. In der letzten Zeit fing man aber an, etwas stuppig zu werden. Ein weitgehendes Mißtrauen machte sich bemerkbar. Die Freisinnige Volkspartei ging in der Rücksichtnahme auf den Antisemitismus ziemlich weit. In der antisemitischen Presse wurde auf diese Zustände oft genug mit Hoßn und Schadenfreude angespielt. Das mußte in jüdischen Kreisen große Verstimmung hervorrufen und das Vertrauen zu der Parteileitung erschütterern“. Der Vorwurf ist ungerecht, richtig aber die Witterung. Allzu zärtlich empfindet Richter für die Leute wohl nicht mehr, ohne deren Investitionen der Thiergartenfreisinn sich nicht selbständig zu organisiren vermocht hätte; und nach Temperament und Wesensneigung wäre der miltrische Registrator und Vogelzüchter zum Führer antisemitischer Kleinbürger recht geeignet gewesen. Doch das Schicksal hatte ihn früh in andere Bahnen gedrängt und er hat auf diesem Wege für Israel so viel gethan, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig blieb. Ein Wischen mehr Eifer noch: und die Antisemiten, die jetzt mit dem Verlust dreier Mandate davon-

gekommen sind und in den Vertel, Hahn, Lude, Haffe & Co. tüchtige Helfer betrauern, wären verstärkt auf den Königsplatz zurückgekehrt. Diesen Ruhm muß man Richter lassen. Die Schelker unterschätzen den Tribünen heute mindestens eben so sehr, wie sie ihn früher überschätzt haben. Er ist, mit all seinen Fehlern, die letzte Persönlichkeit des Liberalismus. Der beste Budgetkenner, ein Mann ohne Strebergelüsten (leider auch ohne Machtbedürfnis) und ein Redner, der in guten Stunden einem Massengefühl zu starkem, widerhallenden Ausdruck die Zunge löst. Das vermag Herr Barth, mit seinen kühlen Taktikerkünsten, niemals. Hinter Richter stehen Nullen. Doch sind die Vorseher der Freisinnigen Vereingung etwa werthvollere Individualitäten? Und hat Herr Barth daran gedacht, dem Geheimrath von Vitz, der wenigstens in Strafrechtsfragen der kleinen Fraktion weit über den Reichstag hinaus Gehör verschafft hätte, einen sicheren Wahlkreis zu geben? Arcades ambo. Die meisten Parteiführer sind eitel wie Längertinnen, die in Berlin wüthend werden, weil in Petersburg eine Kollegin Erfolg gehabt hat. Trotz Alledem: verschwindet einst Richter vom Schauplatz, dann ist mit dem Freisinn in Anführungsstrichen ganz aus, — selbst wenn der urkomische Schwäger Müller-Meinigen mannhast in die Bresche springt. Daß Eugen, der sich stolz immer als Bourgeois fühlte, den Sozialismus mit Kalkulatorenleidenschaft bekämpft, ist ja nur zu natürlich; nicht ganz so natürlich in unseren Byzantinertagen, daß er, dessen antisozialistische Kinderschriften den Beifall des Kaisers fanden, sich nie in die Sonne drängte. Und schließlich haben ja auch die Bamberger, Barth und Konforten auf ihres Lebens Höhe die neue Lehre, selbst in der harmlosen Form des Kathedersozialismus, mit hochgemutheter Festigkeit befehdet. Richter hats heute schwer. Alle großen Parteiblätter sind gegen ihn und nun hat er gar noch die „jüdischen Kreise“ verloren. Was er thut, wird getabelt. Daß er im Taristampf handelte, wie er mußte, wurde hier schon damals gesagt; er trieb eben Stichtwahlpolitik, durfte sich die Mehrheitparteien nicht völlig verfeinden und hätte, wenn er ins Lager der Obstruktion übergegangen wäre, noch nicht ein Halbduzend Mandate gerettet. Am sechzehnten Juni blieb ihm ein Trost: das konkurrirende Grüppchen war noch schlechter weggekommen als die Volkspartei. Und der fünfundzwanzigste Juni brachte ihm eine reine Freude, eine, die ihm sicher die Perlen versüßt: Herr Barth, sein Todfeind, war nicht wiedergewählt worden. Schade, daß Bismarck dieses Schauspiel nicht mehr erlebt hat; geahnt hat ers, da er der vereint ihn umheulenden Fortschrittsmeute zurief: „Wenn ich erst fort bin, werden Sie sich unter einander auffressen.“ Merkwürdig, daß noch Niemand daran erinnert hat: seit Bismarck fort ist, hat die Agonie der Bourgeoispartei begonnen, die ihn Jahrzehnte lang als das schlimmste aller denkbaren Uebel geschmäht und berannt hatte.

Wundervoll war die Siegeszuversicht, die in den großen Freisinnblättern bis zum letzten Tage vor der Wahl alle Bedenken überdönte. Die tüchtigsten Redakteure dieser Blätter sind der Manchester Schule entwachsen, freuen sich über jeden sozialistischen Erfolg und jubelten, als sie Rommingsens Wort nachdrucken durften: „Die Sozialdemokratie ist die einzige große Partei, die Anspruch auf politische Achtung hat.“ Jetzt aber mußte das Banner geschwenkt, die Trommel gerührt werden. Nie, hieß es, waren die Wahlausichten für den Liberalismus so günstig wie in diesem glorreichen Sommer, niemals. Am zwölften Juni stand in der Bostischen Zeitung: „Allgemein wird die Wahrnehmung bestätigt, daß die Sozialdemokratie in vielen

Großstädten und Industriebezirken ihren Höhepunkt überschritten hat. Die Freisinnige Partei rechnet auf einen erheblichen Stimmengewinn für ihre verschiedenen Fraktionen. Selbst im vierten und sechsten berliner Wahlkreis, nicht minder im Teltow-Charlottenburg muß das freisinnige Bürgerthum all seine Mitglieder an die Wahlurne führen; wo der Erfolg unwahrscheinlich ist, ist er darum noch nicht ausgeschlossen." Das Blatt entsank meinen Händen. Der sechste berliner und der teltower Wahlkreis sind so ziemlich die der Sozialdemokratie sichersten im ganzen Reich; und an diese Kreise wagte der Freisinnslügel auch nur zu denken? Zwei Tage später ein neuer Schwindel: „Ein Sozialdemokrat im Reichstag ist der Reaktion weit lieber als ein Freisinniger. Denn eine starke bürgerliche Linke ist eine ernste Gefahr für die Herrschaft der Rechten, eine starke Sozialdemokratie nur ein sicheres Mittel, diese Herrschaft zu befestigen". Wahrscheinlich haben deshalb die Konservativen und Gouvernemente überall den Freisinn gegen die Rothen unterstützt. Die „einzige große Partei, die Anspruch auf politische Achtung hat", sah nun plötzlich ganz anders aus: sie schmäh't, ist gehässig, hegt, „kämpft mit abstoßenden Mitteln". Ein Trost: nicht Alle, die für Genossen stimmen, sind Sozialdemokraten. Also wohl Liberale? Um so schlimmer, sollte man meinen, um so schimpflicher, daß selbst sie vom „entschiedenen Liberalismus" kein Heil mehr erwarten. „Über die Aussichten der liberalen Gruppen sind gut. Das hat die Wahlbewegung gezeigt." Am Wahltag: „Was kümmert die Sozialdemokratie der Kampf des freisinnigen Bürgerthumes gegen die Reaktion und überhaupt die Zusammensetzung des Reichstages, wenn sie nur ihre Stimmenzahl vermehrt! Für sie ist die Agitation Selbstzweck. Und sie hat die Agitation in dieser Wahlbewegung mit Mitteln betrieben, auf die sie stolz zu sein wenig Ursache hat. Indem sie ihre letzten Ziele verschleierte, erging sie sich in Berunglimpfungen des Liberalismus, so gehässig, so würdelos, daß selbst Tausende und Abertausende, die ehemals sozialdemokratische Stimmzettel abgaben, sich abgestoßen fühlen und mit diesem Treiben nichts gemein haben wollen." Arme Nothe, wie hast Du Dich verändert! Mit dem Anspruch auf politische Achtung ist's nun doch sicher aus; freilich auch mit dem Wahn, daß die Sozialdemokratie ihre Siege nur den „Mitläufern" verdanke: denn Die sind ja abgestoßen und wollen mit dem schändlichen Treiben nichts gemein haben. Vierundzwanzig Stunden danach wurden die Ziffern gedruckt. Erster berliner Wahlkreis: 1100 Stimmen-Mehrheit für den Sozialdemokraten; zweiter: fast 19 000; dritter: fast 10 000; vierter: 59 000; fünfter: 8000; sechster: 64 000. Ähnliche Ziffern aus Teltow und Niederbarnim, wo die Wahl der Herren Zubeil und Stadthagen nie eine Sekunde zweifelhaft war. In zwei berliner Kreisen, die zusammen 145 000 sozialdemokratische Stimmen (gegen 23 000 freisinnige) aufbrachten, sollte vier Tage vor der Entscheidung ein Erfolg des tapferen Liberalismus „nicht ausgeschlossen" sein. Der sechzehnte Junitag lehrte, daß in Berlin sogar die konservativen Wahlgewinnler nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch die Liberalen ...

der Stichwahl dann, trotzdem Konservative, Antisemiten, Centrum und Rational-liberale ihr halfen, den ersten Wahlkreis, den letzten, der ihr blieb, nur mit derammermehrheit von vierhundert Zufallsstimmen erobern konnte. Ihr Kandidat hatte 1778 Stimmen weniger, der Sozialdemokrat 2230 Stimmen mehr als im Jahr 1898. Und was lasen wir nun? Wurde auch nur der Versuch gemacht, den Irrthum zu erklären? Nein. Freudengeheul über „die schwere Niederlage der Agrarier." (Trotzdem schon nach der Hauptwahl zu erkennen war, daß für den neuen

„Wuchertarif“ eine Mehrheit zurückkehren würde.) Und die Unterschiede zwischen Liberalismus und Sozialismus waren sink weggewischt. Die „Linke“, grinste Lantchen Voh, „erfährt insgesamt eine kleine Verstärkung, vielleicht schließlich um ein Dupend Mandate.“ Und die siegreiche Sozialdemokratie ist nun wieder eine Partei, deren „ausgezeichnete Organisation“, „unermüdbliche Thätigkeit“, „unantastbare Ehrenhaftigkeit“ Jeder bewundern muß. Ueber die Schande, daß nach allem Beschei die drei liberalen Gruppen nicht ein einziges Mandat aus eigener Kraft zu erstreiten vermocht hatten, wird ein unsäuberliches Mäntelchen gespreitet. Bald werden wir wieder lesen, daß in Stadt und Land der liberale Gedanke herrscht, der einen Platz an der Sonne fordern dürfe. Nur heißt Keiner mehr auf diesen Räder. Die Jungen Leute der Masse und Vessing mögen noch so laut lärmen, den anderen Parteien raschen Zusammenbruch, sich selbst ein nahes Morgentoth künden: drei Reichstagswahlen haben gelehrt, daß sie für ihre breiten Bettelsuppen zwar ein groß Publikum finden, Unter den Linden aber von ihrer Futterkundschaft nicht begrüßt werden.



Am Abend vor der Hauptwahl standen im Berliner Tageblatt die Sätze: „Nur schwer hat sich das deutsche Volk daran gewöhnen können, die Kaiserwürde fast unmittelbar von dem greisen Begründer des Reiches auf seinen jugendlichen Enkel übergehen zu sehen. War es doch nicht bloß die Jugend, die man an ihm beargwöhnte. Noch mehr glaubte man von seinen politischen Neigungen und seinem militärischen Ehrgeiz besorgen zu müssen. Es hat einige Zeit gedauert, ehe das Volk erkannte, daß seine Befürchtungen unbegründet waren. Auf der anderen Seite haben sich die Hoffnungen, die von seiner näheren Umgebung auf die glänzenden Gaben Wilhelms des Zweiten gesetzt wurden, durchaus bestätigt.“ Wenn Alle untreu werden, bleiben Masse und Leysohn treu; sie sagen nur, was sie redlich glauben, sind die letzten Royalisten vom alten Schlag und selbst die laut und leise bestöhnende Thatsache, daß der Kaiser den Grafen Bückler auf Klein-Tschirne begnabigt hat, wird diese blank glänzenden Stützen des Thrones nicht ins Wanken bringen.



Aus den Wahlglossen einer amerikanischen Zeitung:

„Was würde aus Deutschland, seiner auswärtigen Politik und seiner zahmen Regierung, wenn Kaiser Wilhelm plötzlich vom Thron steigen müßte? So lautete die Frage, die ich neulich im Hotel Bristol von einer Gruppe vornehmer Deutschen erörtern hörte; darunter waren Geheimräthe, Offiziere, sogar ein dem Hohenzollernhaus entfernt Verwandter. Der Kaiser steht in der Blüthe der Jahre und gilt als gesund; dennoch kann solche Frage wohl aufgeworfen werden und sie scheint geeignet, selbst das verhärtetste Herz erbeben zu lassen. Denn mehr als irgend ein anderer Staat steht das deutsche Kaiserreich heute im Zeichen eines Mannes (One Man Power). Wallstreet mag bei dem Gedanken erzittern, wie es unseren Stahltraktanten gehen würde, wenn Herrn J. Pierpont Morgan eines Tages, ganz plötzlich, die Zügel entglitten. Die dadurch entstehende Verwirrung aber wäre eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem Chaos, das über Deutschland hereinbrechen könnte, wenn sein Kaiser über Nacht verschwände. Kein ‚starker Mann‘, kein Bismarck ist zu sehen. Keiner, der die Erbschaft antreten und der, im Sinn Carlyles, ausführende Kopf werden könnte; kein heimlicher, wirklicher Monarch, meinte Einer aus der Gruppe.



Der Kronprinz hat die Schwelle zur Mannesreise noch nicht überschritten und wäre einstweilen nur dem Namen nach Kaiser. Prinz Heinrich ist für den Seebienst vorgebildet und wäre für den Regentenberuf so ungeeignet wie eine Landratte zur Steueremannsarbeit. Dann sind noch Prinz Friedrich Leopold, Prinz Albrecht und andere Hohenzollern vorhanden; doch sie kämen kaum in Betracht. Ist also der Gedanke an ein plötzliches Hinscheiden unseres Kaisers nicht geradezu entseßlich? Die Führer der Hofcliquen und der politischen Parteien würden um die Macht kämpfen. Heer und Flotte wären gelähmt. Wir müßten eine Finanzpanik und einen Industriekrach erleben. Denn der Kaiser bestimmt ja die Leitung sämtlicher Ressorts; er ist der Erbauer und Organisator der neuen Flotte, der Erzieher des Heeres und schreibt der sozialen und wirtschaftlichen Politik die Wege vor. 'Wir kämen in drückende Abhängigkeit', sagte ein Anderer. 'Ich will nicht behaupten, daß es ein Fehler ist, wenn heutzutage ein einzelner sterblicher Mensch so ungeheuren Einfluß übt und das Schicksal eines großen Landes so eng an Leben und Gesundheit dieses Einen geknüpft ist; gewisse Vorkehrungen scheinen mir aber immerhin nöthig. Der Kronprinz ist noch zu jung an Jahren und Erfahrung; er könnte die Lücke nicht ausfüllen.' Einer nannte den Grafen Bälow als den Mann, der das deutsche Staatsschiff gemächlich in seinem jetzigen Kurs weiterzusteuern vermöchte; aber dieser Behauptung wurde von allen Seiten schroff widersprochen. In der ganzen Liste der Minister, der politischen und parlamentarischen Führer fand man nicht Einen, der ernstlich als Vertrauensmann der Nation zu bezeichnen wäre. Manche Herren wagten die Prophezeiung, nach einem plötzlichen Tode des Kaisers würde das Reich auseinanderfallen; schon jetzt seien die Bundesstaaten sehr unzufrieden; besonders im klerikalen Bayern, in Württemberg, Sachsen (mit seinem Preußenhaß), Hannover (mit seinen welfischen Erinnerungen), Schleswig-Holstein (mit dänischer Vervetterung) und in den noch immer mit Frankreich sympathisirenden Reichslanden sei die Richtung schlimmer, als man für möglich gehalten hätte. Diese Staaten und Provinzen, sagte Einer, gleichen wilden Pferden, die nach verschiedenen Richtungen zerten; Bismarck hielt sie zusammen und der jetzige Kaiser quält sich mit ihnen ab und hat alle Mühe, sie am Wanken und Ausschlagen zu hindern. . . . So wurde hin und her geredet. Und allgemein war die Angst, ob in der Schicksalsstunde der 'starke Mann' zu finden sein würde, der einen Zusammenbruch verhüten und die Situation retten könnte. Und diese Stimmung, die zeigt, wie unsicher die Zukunft Deutschlands ist, wird nicht nur die Sensationellsten fesseln, sondern auch ernste Fremde ernsthaft interessieren\*.

Die hohe Schätzung des Kaisers mag Manchen erfreuen; aber ist das Reich so schlecht gefügt, der Deutsche so unmündig, so kindisch hilflos, daß die ganze Herrlichkeit zusammensürzen müßte, wenn zwei Augen sich schloßen? Und ist es ein Glück für ein großes Volk, wenn seine Thatkraft, seine Fähigkeit, sich selbst das Schicksal zu gestalten, von den eigenen Söhnen und in der Fremde so niedrig veranschlagt wird? Lang lebe der Kaiser! Die Bürger des Reiches aber sollten deutlicher als in den letzten drei Lustren beweisen, daß auch heute noch Schillers Wort wahr ist:

„Rühmend darfs der Deutsche sagen,  
Höher darf das Herz ihm schlagen:  
Selbst erkauf er sich den Werth!“



„Dr. W. Kämpfs

Institut für Reklame und Propaganda.

Berlin S., den dreizehnten Juni 1903.

Oranienstraße 72.

In Beantwortung Ihres geehrten Schreibens theile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich meinen Feuilleton- und Mitarbeiter nach Dresden schicke. Derselbe wird eine interessante Beschreibung der Ausstellung lediglich unter Berücksichtigung derjenigen Firmen bringen, die sich mit mir in Verbindung setzen. Eine Besprechung Ihrer werthen Firma in einem Umfange von 30 bis 35 dreispaltigen Zeilen würde hundert Mark, jede Mehrzeile drei Mark kosten. Wünschen Sie, daß in dem ganzen Feuilleton nur Ihre Firma genannt und besprochen werde, so würde ich bei einem Umfang von ca. 120 Zeilen dreihundert Mark berechnen. Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daß die Vossische Zeitung andere Besprechungen über die dresdener Ausstellung als von mir nicht bringen wird. Um baldgefällige Antwort bittend, zeichne hochachtungsvoll per Dr. Kämpf Ch. Roth.“

Diesen Brief sandte mir ein ob solcher Zumuthung empörter Leser. Ein schätzbares Dokument, das uns einen tiefen Blick in die Natur des Zeitungswesens thun läßt. In Dresden ist Städteausstellung. Die Besprechungen liefert „Dr. W. Kämpfs Institut für Reklame und Propaganda.“ Aussteller, die erwähnt werden wollen, müssen zahlen. Feste Preise. Streng reell. Dreifache Tage, wenn alle andere Firmen totgeschwiegen werden sollen. Und die Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen bringt nur diese „interessante Beschreibung“. Ein Artikel über die dresdener Ausstellung ist in dem Blatte, das dem Geheimen Justizrath Vessing gehört, aber schamhaft von einem anderen Verlegernamen gedeckt wird, erschienen. Herr Vessing sollte den Ursprung dieses Artikels prüfen und feststellen lassen, ob im Nummenkleid einer unbefangenen Kritik wirklich bezahlte Reklamen geboten worden sind. Ich gehöre zu diesen Lesern (man muß täglich eine Kröte schlucken, lehrte Zola, ehe er in die Sonne kletterte) und erkläre feierlich, daß ich lieber noch Pletisch als Kämpf lese; da weiß man doch, woran man ist. Vor den interessanten Beschreibungen der dresdener Ausstellung aber (drei bis neun Mark die Zeile) sei die Arglosigkeit aller Holzpapiergläubigen hiermit ausdrücklich und eindringlich gewarnt.

Aus dem Amtsblatt der Düsseldorfser Regierung: „Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht, dem Lehrer Emil Hammeleath an der städtischen katholischen Volksschule in Düsseldorf aus Anlaß seiner verdienstvollen und uneigennütigen Bethätigung bei der Herstellung des Corpsalbums des Corps Borussia in Bonn den Adler der Inhaber des Königlich Preussischen Hausordens von Hohenzollern zu verleihen.“ Und es giebt Mörgler, die sich erdreisten, led zu behaupten, Orden seien nicht mehr zeitgemäß. Wie, Ihr Esel, sollte ein Mann, der an der Herstellung des Borussiaalbums mitgewirkt hat, denn von seinem König geehrt werden, wenn es den Hausorden von Hohenzollern nicht gäbe?

Die deutsche Diplomatie hat einen ungeahnten, einen über alle Begriffe herrlichen Sieg erstritten: ihr langwieriges, heißes Werben hat ein amerikanisches Geschwader nach Kiel gelockt. Um Mißverständnisse zu meiden, wird es von Düsternbroof stracks nach England dampfen und King Edward Grüße aus dem Sternbanner-

land bringen. So ließ Deutschlands brünstiger Wunsch sich erfüllen und Spedchen (Spocky heißen drüben schon billige Strohhüte, der Mann ist also populär) hat seinen Triumph. Auch die Amerikaner haben ihren; sie werden in Kiel auf jede erdenkliche Weise gefeiert. Ehe sie kamen, veröffentlichte ein in den Hansestädten bekannter Exporteur im Hamburgischen Korrespondenten zwei Artikel, in denen er seine „amerikanischen Eindrücke“ schilderte; da war zu lesen: „Hüten sollen wir uns — Das ist die übereinstimmende Ansicht der Deutschamerikaner —, den Amerikanern zu sehr die Court zu machen und sie mit Liebenswürdigkeiten zu überhäufen. Die Amerikaner denken nicht: Timoo Danaos et dona ferentes, sondern sie amüsiren sich einfach und wir erreichen politisch das Gegentheil von Dem, was wir erreichen wollen.“

Im „Anzeiger vom Oberland“ berichtet ein schwäbischer Sänger seinen „lieben Sangesgenossen“ ausführlich, was er während des frankfurter Preisfingens hörte und sah. Ein paar Sätze werden auch jenseits der Schwabengrenze interessieren: „Das Polizeiaufgebot war geradezu ungeheuer; aus ganz Preußen dürfte man die Heilige Hermendab nach Frankfurt geschafft haben; und wie ging sie mit dem Publikum um! Reichlich eine Stunde, ehe der Wagen des Kaisers die Straßen passirte, wurden sie sowohl für Wagen wie für Fußgänger gesperrt; jeder Verkehr war vollkommen unterjagt und sadgrob wurden die Herren, wenn man nur die geringste Spur von nicht ganz entwickelter Unterthanenbescheidenheit zeigte. In meiner Brust aber erklang es hell und freudig; ‚Mein Schwabenland, wie bist Du schön!‘ Damit habe ich mich getröstet... Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in Frankfurt war das Preisrichterkollegium. Nach jedem Chor, der den Kaiser zu interessieren schien, unterhielt er sich mit den Preisrichtern; gehört habe ich natürlich nicht, was er sagte, aber über das Wetter wird er wohl nicht mit ihnen gesprochen haben, und wenn Majestät einen Chor für vorzüglich gesungen erklärt hätte, so würden die Preisrichter einen viel anderen Eindruck wohl auch nicht gehabt haben. Während des Vortrages der Vereine, die augenscheinlich das Interesse des Kaisers nicht erregen konnten, unterhielt er sich meistens mit einigen der Preisrichter. Unser Förstler erschien nur einige Male an der Brüstung und hielt sich auch dann gern im Hintergrunde; ich weiß nicht: war es aus schwäbischer Bescheidenheit vor den norddeutschen Brüdern oder war sein Preisrichtergewissen besser entwickelt? Wie armsällig, wie charakter- und urtheillos das Volk im Allgemeinen und das frankfurter im Besonderen ist, zeigten die Kaiserstage ganz besonders lehrreich. Nach jedem Vortrage wurde vom Publikum Beifall gesendet, dem einen Verein lebhafter, dem anderen weniger. War dieser Beifall verklungen, dann applaudirte der Kaiser — natürlich nur bei einzelnen Vereinen —, und wenn der Applaus vorher auch recht dürftig war, so begeisterte sich der Janhagel nachher um so mehr und der Applaus wollte nicht mehr enden. So war es speziell bei der Berliner Liedertafel und dem Potsdamer Männergesangsverein. Der Kaiser applaudirte hier sehr stark, so daß die Dirigenten vor lauter Verbeugungen gar nicht mehr vom Podium herunterkamen. Wenn irgendwo, so wäre bei dem ~~Wass~~streit um den Kaiserpreis es angezeigt, das Preisgericht unter vollständiger Klausur zu halten.“

Vor etlichen Jahren entband sich dem trächtigen Schoß des Vereins Berliner Presse, dessen Leiter damals die Schaffenden Hermann Sudermann und Ludwig Fulda waren, der Wunsch nach einem eigenen, der Würde einer Großmacht ange-

messenen Klublokal. Gedacht, gethan. Unter den Linden 33 wurden Räume gemiethet, elegant ausgestattet und festlich eröffnet. Seitdem haben wir einen Berliner Presse-Klub. Da solls sehr hübsch sein; nur, heißt es, treffe man in den behaglichen Räumen zwar Kommerzrätthe und Konfektionäre aller Sorten, doch selten Einen aus der Schreibergunft. Kein Wunder. Ein Klub kostet Geld. Und Die vom Kommerz, vom offenen und geheimen, und von der Konfektion haben mehr Moneten als Zeitungsmacher. Dem vorhandenen Bedürfniß aber haben auch sie wohl nicht genügt. Denn eines Tages fehlten noch fünfzehntausend Mark zur Deckung bringenden Bedarfes. Herr Romeid, Direktor der Pommernbank, wurde um eine Unterstützung gebeten und erbot sich, die fehlende Summe beizusteuern. Kampfgenosse Sudermann war entzückt, einen so uneigennütigen Idealisten gefunden zu haben, und führte strahlenden Blickes Herrn Direktor Romeid durch die geweihten Räume. Der sprach: „Ihnen fehlt ja noch ein Fahrstuhl. Was kann die Anlage kosten?“ Der Schaffende wukte es nicht, ließ aber nachforschen und meldete dann: „Zehntausend Mark“. „Schön“, sagte Romeid, „also brauchen Sie im Ganzen fünfundzwanzigtausend Mark und es wird mir eine besondere Ehre sein, Ihnen mit dieser Kleinigkeit auszuhelpen.“ Welch edles Herz! Der Kampfgenosse war tief gerührt. Nach einer Zwiesprache mit dem Schaffenden Ludwig Fulda wurde aber beschlossen, das Geld nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehen zu nehmen. So geschahs. Der Presse-Klub bekam fünfundzwanzig braune Scheine und die Pommernbank einen schneeweißen Schuldschein, den sie, als sie in Verlegenheit gerieth, an die Immobilienverkehrsbank weitergab. Eingeklagt wurde die Schuld nicht, bezahlt auch nicht; an Bezahlung war, bei den schlechten Finanzen des Klubs, einstweilen gar nicht zu denken. . . Die Sache wäre über den Kreis der Eingeweihten nicht hinausgedrungen, wenn der endlose Pommernbankprozeß sie nicht ans Licht gebracht hätte. Der angeklagte Direktor Romeid wurde vom Gerichtshof gefragt, was ihn zur Vergabe einer so großen Summe bestimmen konnte. „Ich wollte mit den vornehmsten Vertretern der Presse eine gewisse Fühlung erhalten“, war die Antwort. Das, meinte ein Besitzer, war doch nicht mehr nöthig; Sie hatten ja schon manchen Tausendmarkschein an Journalisten gegeben, zwölftausend Mark jährlich allein Herrn Dr. Wittenberg. Darüber ist Benaues noch nicht bekannt; was aber an den Tag kam, ist immerhin schon der Rede werth. Berliner Zeitungschreiber lassen den Haupttheil ihrer Klubkosten von Kaufleuten tragen, denen die Presse nützen und schaden kann. Habeant. Dann aber kommt ein Bankdirektor und bietet auf einem Zahlbrett fünf- undzwanzigtausend Mark. Und Herr Sudermann schöpft keinen Verdacht. Der Schuldschein wird ausgestellt, liegt uneingelöst Jahre lang im Portefeuille der Pommernbank und wird, als der Krach naht, von ihr in Zahlung gegeben. Ein Großstadtkind von zwölf Jahren hätte sicher Unrath gewittert und sich gesagt, daß eine Bank, die der Presse fünfundzwanzigtausend Mark spendirt, Etwas will. Doch Herr Sudermann ist in Rapsken geboren. Er hat zwar Soboms Ende beschrieben und läßt sich als unerbittlichen Satiriker und scharfsägigen Beobachter feiern. Aber er ahnt nicht, wie schlecht die beste der Welten ist. Er hält den Direktor der Pommernbank für einen hochherzigen Idealisten und drückt dem Darleiher dankbar die Hand, die keine Rückzahlungsfrist auf den Schuldschein schrieb. In Noabit gabs ein allgemeines Schütteln des Kopfes; Herr Romeid aber sprach: „Bei den Alten muß ja ein Dankbrief des Herrn Sudermann sein; und die Herren konnten doch nicht glauben, daß ich für ihre schönen Augen fünfundzwanzigtausend Mark hergeben werde.“